

FLÜGEL DER SEELE

Ein Weg
zur inneren Schönheit

Von
A. v. Gleichen-Rußwurm



1 . 9 . 2 . 1

WALTER HÄDECKE VERLAG, STUTTGART

MAIN
149.3
G556A

**Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1921 by Walter Hädecke, Stuttgart**

**Umschlag-Zeichnung von Karl Sigrüst Stuttgart
Druck der Chr. Belserschen Buchdruckerei, Stuttgart**

*Diese Betrachtungen über den Wert der
Mystik sind vom Schaffen des Schweizer
Künstlers Gustav Schneeli angeregt und ihm,
dem treuen Freund dankbar zugeeignet.*

INHALTS = ANGABE

Erster Teil

1. Abschnitt: Unter der Jakobsleiter Seite 13—17
2. Abschnitt: Die Zauber des Traums Seite 21—33
3. Abschnitt: Purpur und Lust Seite 37—43
4. Abschnitt: Weltflucht Seite 47—52
5. Abschnitt: Einsamkeit Seite 55—59
6. Abschnitt: Gemeinsamkeit Seite 63—68

Zweiter Teil

1. Abschnitt: Von der Kostbarkeit des Todes . Seite 73—80
2. Abschnitt: Von der Kostbarkeit des Lebens . Seite 85—91
3. Abschnitt: Das Geheimnis des Kindes Seite 95—100
4. Abschnitt: Absolute Zeit Seite 103—110
5. Abschnitt: Im Zeichen des Ewigen Seite 113—118
6. Abschnitt: Vom Gebet Seite 121—128



ERSTER THEIL

Geleitspruch:

Erfahrung und Offenbarung sind einerlei, und
unentbehrliche Flügel unserer Vernunft, wenn
sie nicht lahm bleiben und kriechen soll.

J. G. Hamann
(Der Magus des Nordens).

Sonett vom Buch der Bilder

Ein Buch der Bilder wird der Seele zeigen
Den Weg zu wunderbarer Flügelkraft.
Was irdisch lockend flüstert, lasse schweigen
Und biete Stille jeder Leidenschaft,
Dann wird sich gnadenvoll die Gottheit neigen,
Zu lösen deine Schwingen aus der Haft
Und frei kannst du in einen Himmel steigen,
Der Wirklichkeit aus den Symbolen schafft.

Gemeinheit lebt und Lüge auf den Gassen,
Was bleibt der Wahrheit, die sich Märchen kürt?
Sie will das Wirkliche im Bilde fassen
Und zeigt den Pfad, der bis zur Weisheit führt.
In lichte Traumwelt sehend eingelassen
Wird nur, wer Gottes Hauch in sich gespürt.

ERSTER ABSCHNITT

Unter der Jakobsleiter

Mir ist ein wunderbares Bild bekannt.

Seltsam und doch vertraut stellt es den großen mystischen Traum Jakobs dar.

Von Schlaf, von dumpfer Erdenschwere überwältigt, ist Jakob auf hartem Boden zusammengesunken, wo sich höchstens ein Stein als Kopfkissen bietet. Schwer und gedämpft in der Farbe erscheint der schlafbefangene Erdensohn, Sorge lastet auf seiner Stirn und in den Winkeln des Mundes.

Es ist eine grenzenlos quälende, fürchterliche Müdigkeit, die den kräftigen Mann endlich niederwarf, nachdem er lange ausdauernd durch Wüstenen geschritten.

Ein Gleichnis des Lebens.

Vielleicht hat sich Jakob den Tod so sehnlich gewünscht wie den Schlaf.

Ist es nicht, als zöge Müdigkeit der Seele auch Müdigkeit des Leibes nach sich?

Solange die Seele munter und hoffnungsvoll bleibt, vollbringt der Leib Wunder an Ausdauer, gebiert immer wieder geheimnisvolle Kräfte, die heben, ziehen und greifen.

Sie vollbringen, was die Seele befiehlt.

Gotteslächeln

Aber sind wir in der Seele getroffen, wird der Leib seiner geheimnisvollen Lebenskraft, seines Schöpfungstums beraubt.

Nahe an solch äußerster Erschöpfung hat sich Jakob gelagert und gehört nicht mehr sich, sondern Gott und dem Traum.

Da regt sich Flügelschlag um Flügelschlag in den Lüften.

Ein Gotteslächeln bricht aus tausend Farben über der nackten Erde und dem düsteren Träumer hervor, ein verzücktes Spiel von Licht, eine perlende Musik von hervorquellenden Engelsgestalten.

Sie ordnen sich in holder Einigkeit zu einem Lichtkegel Jakob zu Häupten, ihre schimmernden Flügel, regelmäßig aufgerichtet, ihre Arme und Hände regelmäßig ineinander verschlungen, so daß sich die Sprossen der Himmelsleiter daraus emporheben.

Dem erdmüden Jakob, dem erdmüden Menschengeschlecht vorbildlich.

Dies sind beflügelte Seelen, lichtgebadet, deren Wesen darin besteht, Melodie zu sein, die auf und ab weht, ewig klingt, Strahlen, die vom Heim allen Lichtes in seligem Einssein ausgehen und zu ihm zurückkehren.

Dem Pilger, dem Wandersmann, dem Verbannten, dem Verirrten, dem Zusammenbrechenden, dem Schlaftrunkenen und Sterbensmüden sind sie ein Zuruf, ein Labetrunk, ein Stern und Sieg, eine Heimfahrt und ein sicheres Versprechen.

Mögen deine Füße schwer, wund und blutend sein, deine Freunde dir untreu, deine Lieben tot,

Gleichnis über Gleichnis

dein kühnes Wollen besiegt, dein Stolz verlacht, was tut es, arme Seele?

Nicht länger sollst du bettelarm bleiben, die Gnade winkt dir.

Reiche Flügel glänzen und leuchten in allen Farben wie Feuertopas, wie Karfunkelstein, wie blauer Korund und ihr vielfarbiges Glühen bekleidet und schmückt auf das herrlichste deine armselige Nacktheit.

Flügel der Seele!

Das sind Flügel, die nicht im Sonnenlicht verbrennen wie die Flügel des Ikarus, denn weder Vermessenheit noch kindische Lust haben sie mit Wachs zusammengeklebt und an deine Schultern geheftet.

Sie wuchsen von innen heraus, sie sind Ausstrahlungen deiner Seele, die eine Verbindung eingingen mit den Ausstrahlungen der Weltseele.

Auf ähnliche Art verbinden sich unwiderruflich chemische Verwandtschaften.

Nach denselben Gesetzen verpuppen und entpuppen sich Schmetterlinge.

Psyche, die Seele ist bunt und zart beschwingt wie sie. Gleichnis über Gleichnis bei unseren Brüdern im Reich der Pflanzen, wenn die zarten Samen flugbegabt erscheinen, um neues Leben zu gründen, bei unseren Brüdern im Reich der Tiere, wenn zur Liebeszeit der vorher plumpe Käfer surrend sich in die Lüfte erhebt mit metallisch prächtigem Flügellanz, wenn das Glühwürmchen mit durchsichtigen Flügeln und Lämpchen dahinhuscht, psychegleich die geheimnisvolle Liebe zu entdecken.

Fliegertraum

Sollten dem Menschen keine Flügel gegönnt sein für die Liebeszeit der Seele?

Tragen dich Flügel der Seele, so gehörst du zu einer Sippe mit Gott, du reisest unter seinem weit-
ausgebreiteten Mantel schwebend mit an seinen
Schöpfungstagen.

Du bist ein Kind des Hauses und wirkst mit an
Glanz, Größe und Würde des Hauses, du fehlst an
keinem seiner Feste.

Vielleicht ist der Mensch nichts anderes als ein
Kind der Liebe, das anerkannt wird, wenn er sich
dessen würdig zeigt — hinaufgetragen auf den
Flügeln der Seele.

Flügel ein vieltausendjähriger Traum der
Sterblichen!

Beraubt und unfertig fühlte er sich stets als Ge-
schöpf ohne Flügel, in seiner Würde gekränkt, in
seiner Sehnsucht betrogen.

Mit Neid und wehmütiger Neugier blickte er den
beflügelten Wesen nach und begann, wie so viele
Sagen künden, mit seinen Gedanken das Werk in
Wirklichkeit umzusetzen. Und die Hände formten,
was das Gehirn ersann.

Er flog als ein Ikarus, als ein Phaëton. Er flog
und fiel.

Er flog als ein Schneiderlein vom Ulmer Dom,
er flog und fiel.

Er flog als der gewaltige Kampfflieger des zwanzig-
sten Jahrhunderts, flog und siegte, flog und fiel
hundertfach, furchtbar verstümmelt und verbrannt,
unkennlich schwarz, als käme er aus Höllentiefen,
nicht aus lichten Höhen.

Engel und Drachen

Die stolze Tat war gelungen, der irdische Leib erhob sich kraftgetragen in den Lüften.

Zielsicher und kampfgewöhnt hatte er alle Raubvögel an Stoßkraft und Fürchterlichkeit überflügelt.

Dahin brachten es die stählernen Schwingen, die den Leib emporheben.

Gefährlicher als die fliegenden Drachen der Vorzeit wurde der Mensch. Er ist mehr als ein Drache geworden.

Aber wollen wir nicht lieber Engeln verwandt sein als teuflischen Drachen?

Wir haben erprobt und erfahren, wie es mit Teufels- und Drachenflügeln zugeht in den Lüften, wie die Klarheit verfinstert wird von unheilbringendem Flugwerk, das mit Getöse umhersaust und blindlings rasend Tod entsendet.

Es war das Trefflichste, das menschliche Technik geschaffen hat, ein Meisterstück irdischer Wissenschaft.

Wir hatten zu wählen zwischen der Herrlichkeit von höllischen und himmlischen Geistern und haben einstweilen in unserer Überhebung die ersteren vorgezogen und luziferisch gewählt.

Dämonischer Gewalt zu entrinnen, die solcher Vermessenheit entstieg, müssen wir nach seelischem Fortschritt trachten und uns zu den Möglichkeiten aufraffen, die Flügel der Seele bringen, Flügel, wie sie den Engeln auf Jakobs Himmelsleiter zu eigen.

Traumsonett

Wenn über uns der Traum die Schwingen breitet,
Enteilt die Seele erdenhemmungslos.
Fühlst du die Zeit zur Wunderwelt geweitet,
Den Raum unendlich wachsend, riesengroß?
Was wir gehofft und was noch in uns streitet,
Was wir gechnt mit zagen Sinnen bloß,
Durch unsern Traum, Gestalt gewinnend, schreitet,
Es öffnet sich geheimster Dinge Schoß.

Der Gottheit Stimme hallt zu Schläfers Ohren,
Wie auch die Gottheit zu den Völkern spricht,
Der wache Mensch hat oft den Weg verloren,
Im Wahrtraum sehend, fühlt, doch weiß er nicht,
Daß Weisheit nur im tiefsten Sein geboren
Aus dunklem Ahnen strebt nach hellem Licht.

ZWEITER ABSCHNITT

Die Zauber des Traums

Majestätisch begleitet den Lauf der Geschichte im Altertum eine Geschichte eingreifender, wunderbarer Träume.

Vor den Deutern des Traums erzittern die mächtigsten Fürsten, sagenhafte Heilkünstler bedienen sich seiner, Propheten künden hinreißend, was sie geträumt.

Wir sind nicht vollständig vom Traum entbunden in wacher Wirklichkeit. Er beeinflußt, er geistert als Ahnung durch die Gedanken, verwebt sich mit Hoffnung und Furcht des Wachens — wie er ursprünglich der Hoffnung und Furcht, dem Hoffen und Sehnen des Wachens zu entsteigen scheint.

Nicht von einem Wissen oder Verstandesurteil geht der Traum aus, ihn ruft ein Urteil des Gefühls oder eine unerklärliche Eingebung hervor.

Oft ist es möglich zu beobachten, daß er den ersten Anstoß erhält wie der Dichter zu seinem Gedicht, von einem Reiz, einer Lust oder Unlust, einem geheimnisvollen Anziehen oder Abstoßen, das tagsüber unbeachtet kaum anschlug an irgend eine Saite.

Wie der Musiker das ihm plötzlich zugeflüsterte Thema entwickelt, spielt der Traum das flüchtig angeschlagene Motiv in überraschenden Variationen weiter.

Urteil des Gefühls

Er bearbeitet eine im wachen Zustand unterdrückte, bewußt nicht erinnerliche, leise Gemütsandeutung und führt das skizzenhafte Bild aus — die Hieroglyphe, die Metapher — mehr oder weniger künstlerisch genial im Fertigstellen, zuweilen mit so großer Lebendigkeit, daß die Steigerung zur Vision eintritt.

Je nach Beschaffenheit der Seele, je nach Umgebung, je nach Beruf wirkt und webt unser zweites Leben, das Leben im Traum.

Der Künstler bildet, der Dichter dichtet, der Mystiker erreicht fromme Ekstase, der Sinnenmensch irdischen Rauschzustand.

Mit dem Urteil des Gefühls urteilt der Traum in unseren Träumen, enthüllt die wahre Empfindung durch das Ideal von schön und häßlich, das er aufstellt, und gibt — oft mit grausamer Unbefangenheit — die Eindrücke bildmäßig wieder, in Bilderschrift stilisiert, denen wir uns vermöge unserer Eigenart willig hingeben.

Diese willige Hingabe rechtfertigt er und bestärkt uns auf dem eingeschlagenen Weg.

Traumbilder entsprechen unserem dunklen Drang und machen ihn deutlich.

Wird der schüchtern Verliebte, der noch kaum seiner Sehnsucht bewußt ist, vom Traum darüber eindringlich belehrt, so ergeht es dem Ehrgeizigen ähnlich. Spuk der Nacht bejaht unsere Liebe und bejaht unseren Haß, weil der Traum bestärkt und auch zu beschönigen strebt. Wie der Wind im Rücken schiebt er uns vorwärts in der einmal genommenen Richtung.

Die Kraftprobe unserer Wünsche

Auffallend ist das Rechtfertigungssystem des Traumes oder die dahingehende Deutung des Erwachenden, wenn es sich darum handelt, ein frevelhaftes Begehren als schicksals- oder gottgewollt hinzustellen.

Also zeigt es Macbeths Traum.

Doch nicht nur böse Pläne erscheinen im Traumland plötzlich spruchreif oder wie durch ein Vergrößerungsglas gesehen, als wirkendes Leben, dem edlen Weisheitssucher schenken Träume die Lösung mancher Zweifel, sie befreien gute Kräfte und entbinden den noch geketteten, großen Gedanken.

Der Traum bildet eine Kraftprobe unserer Wünsche, deren Tragfähigkeit von seinen rasch aufgerichteten, schnell wieder abgerissenen Bauten erprobt wird.

Geheimnisvoll arbeitet er an unserem Gewissen und dieses nimmt ihn hinwiederum zu Dienst. Denn das menschliche Gewissen ist ebenso wie alles zum Menschen Gehörige wandelbar und ewig unfertig.

Dieser einzige Kompaß auf dem stürmischen Meer des Lebens wird unzuverlässig, sobald der Magnetberg der Leidenschaften in die Nähe rückt.

Wie merkwürdig unempfindlich, wie tot, wie eingewiegt in tiefen Schlaf ist zuweilen das Gewissen. Ja, es dünkt manchmal, als sei der Traum Mitschuldiger an solchem Geschehen, als hätten wir ihn verführt, uns recht zu geben im Unrecht, oder er hätte uns verführt, wie ein allzu gefälliger Vertrauter mit spitzfindigen Gründen unseren bösen Wünschen schmeichelt.

Dann ist es wieder, als sei dies nur Schein und

Trug, ein Possenspiel unechten Traumes an der Schwelle des echten, göttlich gewollten Traums, der in seinen Bildern heilsame Wahrheiten vorführt und den Mahner spielt, vor dessen Donnerwort wir nicht entfliehen noch uns herauslügen können.

Nach der Erzählung vieler reumütiger Sünder ergriff sie die erste Gnade der Reue zumeist infolge irgend eines Traumes von strafender Bedeutung.

In solchen Fällen besteht das Verfahren des Traumes darin, die Zeit, die meist zwischen dem ersten Wollen einer Missetat und deren Vollbringen liegt, auszulöschen mit ihren Rechtfertigungsgründen, und die Unschuld so nahe an die Schuld zu rücken, daß ein greller, schauerlicher Gegensatz entsteht, ein Grauen die Seele befällt vor dem krassen Gemälde und die Erinnerung an die Zweifel v o r der Tat so aufgefrischt wird, daß sie die ersten Zweifel n a c h der Tat auslöst — die erste Reue. —

Denn der Traum hat den Vorteil vor dem Wachen, daß er unmittelbar Vergangenheit und Zukunft zusammenspielen, einander durchdringen läßt.

Alles ist für ihn gleichzeitig und stets vorhanden, Zukunft und Vergangenheit sind gegenwärtig, weil sie einander bedingen.

Daher kommt das ungemein Schwebende, Huschende seines Spiels, ob er aus der guten oder bösen Traumpforte in Erscheinung tritt, als böser oder guter Geist der Nacht.

Ein mohnbekränzter Traumgott ist stets dunkel beschwingt und entführt rittlings mit seinen Flügeln die Schläfer, die ihm untertan sind.

Nie schleppt der Traum Vorstellungen von Zeit

Göttliche Zwiesprache

und Raum mit sich, deren wir im Wachen verstandesgemäß bedürfen als Krücken für unser schwerfälliges Tagesdenken.

Unser Denken hat sich mit so viel Mühe aufrecht erhoben und fällt so leicht in tiermäßige Stellung zurück, daß es der künstlichen Stützen nicht entbehren kann.

In der Welt des Traumbewußtseins fallen sie weg, darum erscheint diese Welt so magisch und mystisch, und es hieß von alters her, im Traum hielten die Götter Zwiesprache mit den ihnen ergebenen Menschen und verrieten ihnen die Zukunft, wie überzärtliche Eltern ihren Kindern etwas verraten, was nicht zu ihrem Alter paßt.

Merkwürdig unergründete und wohl unergründliche Widersprüche!

Zuweilen erscheint der Mohn Gott wie ein Stümper, der die Überreste an Farben von der Palette des Tages übernimmt, um sie phantastisch zu mischen und wie ein Kind damit zu klecksen.

Zuweilen wie ein Meister der Farbe, als male er, versehen mit göttlicher Palette, die unserem Tageswerkzeug weit überlegen, und schaffe göttliche Werke.

Der Traum lallt als ein Kind — und als ein begeisterter Seher.

Aller Gesetzmäßigkeiten des Verstandes ledig, kann er sich ergehen in koboldhaftem Schabernack und in erhabenen Visionen.

Seine Kunst hat eine Technik, an der keine unserer wachen Künste sich messen kann, doch alle wachen Künste lernen, was sie irgend können, von ihm

Nur ein Traum

und beugen sich heimlich vor seiner Seherkraft und Vaterschaft wie vor einem Ahnherrn, der unheimlich wirkt, weil er schon so uralt ist, unserer Zeit entrückt und ihr voraus, unser Blut hat, aber doch ferne und tief im Geheimnis lebt, kindisch abhängig von der Nahrung, die wir ihm geben und dabei über unser Maß hinaus weise und voll guten Rates.

Auch unter tags stehen die Sterne am Himmel, wir sehen sie nicht des hellen Sonnenlichts wegen. Träume umschweben den Wachenden und können sich in die beschäftigten Gedanken schleichen, wie wir am goldenen Himmel den Abendstern gewahren.

So phantastisch und wirr die Bilder des Schlafes sein mögen, sie sind Wirklichkeit, ehe wir die Kraft gewinnen, sie abzuschütteln.

Erwacht das Kind mit ängstlichem Schrei und gesteht der Mutter seine Furcht, tröstet sie das Weinende mit den Worten: „es war nur ein Traum“, womit etwas Unwirkliches gemeint ist, etwas, das nichts mit dem Tag gemein hat, dem einzig wirklichen Dasein.

Aber ist es nicht mehr gewesen, eine Wirklichkeit aus unbekanntem Reich?

In einem ihrer Legendendramen ließ die Nonne Hroswitha den Engel des Todes ein erhabenes Zwiegespräch mit dem Engel des Lebens führen. Darin nannte sie den Traum die Dämmerung, in der sich die Sonne des Lebens und die Sternennacht des Sterbens berühren.

Der Traum ist stets im Kampf mit dem Vergessen, stilles, unheimliches Ringen findet zwischen beiden

Zauber des Vergessens

Zaubermächten statt, die über unserem Leben thronen, und immer wieder geht der Traum als Sieger hervor. Freilich sammelt das Vergessen, niemals ganz überwunden, stets neue Kräfte, ihm entgegenzuarbeiten.

Lethe sucht aus der Unterwelt ans Licht emporzudringen und möchte den auf Erden Wandernden gütig sein wie den Abgeschiedenen.

Aber in Gegenbewegung dringt der Traum in das Reich der Toten. Für uns ist das Unheimliche seines Zaubers, daß er Macht über sie zu haben scheint, wie über jedes Geheimnis.

Er hebt die schwersten Sargdeckel und läßt die ältesten Wunden bluten, als sei die Missetat soeben geschehen. Er löst die festgewundenen Mumien und läßt sie zum Tanz. Kein Siegel hält ihm stand und das unverbrüchlichste Geheimnis macht er nächtlich laut auf den zugeschworenen Lippen.

Gleiches geschieht dem Volk wie dem einzelnen.

Zauber des Vergessens und Zauber des Erinnerns ringen um seine Seele.

Es möchte die bösen Taten vergessen, als wären sie nie geschehen, allein der Traum hält deren Erinnern wirkend wach. Er geistert mit den ihm fügsamen Toten, ein ewiger Spuk und läßt das wache Leben nicht aus.

Vielleicht weil er die undankbare Aufgabe hat, das Gewissen des Volkes wie jenes des einzelnen bilden zu helfen.

Würde es je gelingen, hätte jeder einzelne und jedes Volk das untrügliche Gewissen, von dessen

Herrschaft des Traumes

Herrschermäßigkeit ein Kant so schön verkündet, dann wäre dem Leib und der Seele so wohl, daß nur die allerschönsten Träume den Schlummernden wie den Wachen fortan umschwebten.

So unvollkommen heute unser Gewissen ist, zuweilen gelingt es dem guten Traum, die Seele eines Volks wie die des einzelnen in selige Ekstase zu versetzen, in schöne Opferwilligkeit, in hehre Begeisterung.

Zumeist ist es noch der aus unseren schlimmen Begierden oder aus dem Elend unterdrückter, gemarterter Sinne, aus Hunger und Durst derselben angeregte Traum, der Herrschaft übt oder vielmehr dessen Herrschaft wir selbst herbeirufen und wählen.

Jede hochfahrende Unterdrückung und Abfertigung rächt die Natur durch böse Träume, stets bestrebt, durch Warnungen Körper und Seele im Gleichgewicht zu erhalten und zu belehren, daß wir im Schlaf der Larve nur scheinbar untätig sind. Unsere Schmetterlingsflügel entstehen, weil sie dieselben träumt.

Träumen ist mystisches Wollen, mystisches Raunen, Spinnen und Weben, ohne dessen Dasein das Raunen, Spinnen und Weben wachender Zeit nie stattfinden könnte, denn dies alles ist träumend vorgebildet.

Die Wichtigkeit der Geschichte der Poesie liegt darin, daß sie die Geschichte des Traumes ist.

Untrennbar verwoben sind Wachen und Schlaf.

In jedem einzelnen hat das Traumleben sein Recht und sein Reich, und jedes Einzeldasein wird am letzten Tage mehr nach seinem Traum als nach

seinen Taten, die ihm zu vollbringen gegeben waren, beurteilt werden.

Also hat auch jedes Volk Recht auf seinen Traum und strebt nur, weil es träumt.

Und jedes Volk wird ausschließlich von seinem Traum aus das Urteil erfahren. Der Wert seines Traumes entscheidet die Würde, nicht äußerer Erfolg und Sieg.

Von besten Regungen empfängt der heilige Traum ersten Anstoß, führt sie weiter, heiligt und zieht empor. Der Unheilige, angeregt von niederen Instinkten, reißt die keimenden Flügel ab und erniedrigt zum Wurm, der nichts kennt als irgend eine Gefräßigkeit.

Wir schaffen unsere Träume und werden von ihnen geschaffen, darum ist nichts wichtiger als uns klar und klarer zu werden über das, was wir ihnen schulden und über das, womit sie uns fluchen oder segnen können.

Genaue Kenntnis des Traumwesens und Offenbarung seines Verfahrens müßten für die Erforschung der Völkerseele bedeutungsvoll sein. Denn augenscheinlich wird die Menge von ihm in Gut und Böse bestimmt.

Indes der einzelne gegebenenfalls verstandesmäßiges Urteilen und Abwägen übt, ein Verstehen und Werten wenigstens versucht, folgt die Menge — den einzelnen nur zu oft mit sich reißend — irgend einem Traum, zu dem ein Reiz, ein Widerwille, eine Neigung Anstoß gegeben, eine Gewohnheit des Fühlens, zu der sie ihre Erzieher gebildet oder verbildet haben.

Mystische Begeisterung

Freilich kommt diesen Erziehern und Lenkern die lebendig gewordene Bilderwelt, die ihre Skizze ausführt, meist überraschend.

Was gewirkt hat, war ursprünglich vielleicht ein so leises Etwas, daß es gar nicht mehr festgestellt werden kann, ebenso wie es Einzelnen in seltenen Fällen gelingen dürfte, den ursprünglichen Anstoß ihrer Traumbilder anzugeben.

Der Traum reißt hin zu mystischer Begeisterung und zu einer Opferfähigkeit, deren sich die Menschen im Wachsein nie für fähig gehalten hätten.

Er lockt Tausende mit dem Schlachtruf „Gott will es“ und sie nehmen das Kreuz.

Er gebietet über Stürme der Inbrunst, die Völker vor Helden und Altären als willige Opfer niederwerfen.

Er zwingt die Hände zu begeistertem Beifall, die Augen zu Zähren. Süße Schauer einmütigen Erlebens läßt er auf uns eindringen — und auch dessen gefährliche Rauschzustände und ansteckende Panik.

Welchen Taumel gebiert die Angst des Massentraums, wie rasch verwandelt er den Sanften in ein wild trampelndes Geschöpf! Denn nichts ist grausamer als Furcht, nichts verheerender als ihre Wirkungen, wenn sie von der Seele Besitz ergriff.

Aus der Pforte des bösen Traums entschwebt tückisch der Zauber, der unbewußte Regungen der Menge mit der quälenden Macht gebieterischer Visionen ausstattet.

Geisterhände bieten Dolch und Schwert, schwingen blutrote Fahnen, bauen Blutgerüste und liefern Scheite zum Holzstoß. Geisterstimmen nennen

Scheinmoral

den Haß gerecht, den Ehrgeiz gottgewollt, die Begierde schicksalsbestimmt.

Dementsprechend sind alle Vorstellungen getönt, gebildet und umgemodelt mit blitzschneller Geschwindigkeit.

Im Traum ist die Seele unfähig, langsam gereifte Folgerungen zu werten und gerecht zu vergleichen oder auszugleichen.

Was sie erfüllt und bestimmt, ist eine Reihe einflußstarker Bilder, oft wunderbar, oft grotesk und schrecklich, zusammengewürfelt aus ungeheuerlichen Widersprüchen ohne Maß, ohne Beherrschung, ohne Grenzen von Zeit und Raum.

Das Gefährliche an diesem Einschlafen nüchternen Verstandes und Willens, an diesem Übergang zum traumhaften Mitgehen, Nachfolgen und Glaubemüssen ist die Scheinmoral unheiligen Zaubers, seine liebkosende Schmeichelei für unsere schlimmsten Triebe.

Begütigend, erklärend überzeugt er von der Notwendigkeit, Größe und Erhabenheit eines Wahns, dessen dunkler Ursprung in den Abgründen des Herzens verhüllt bleibt.

Wir wähnen uns zu Richtern bestellt und sind ungerechte Richter, denn wir urteilen nicht nach Erkenntnis sondern nach Glauben, nicht nach gereifter Überlegung sondern mit leidenschaftlicher Voreiligkeit.

Hat der Glaube in irgend einer Sache eine gewisse Stärke erreicht, so entsteht ein Glaubensurteil, eine gefährliche Justiz elementaren Drängens.

Ein Fiebertraum entsteht mit Verfolgungswahn und dementsprechenden, toll mörderischen Ge-

bärden. Dämonische Schlagworte recken sich vor, Sippenhaß, Nationalhaß, Religionshaß, Klassenhaß, im Grunde genommen stets gleichermaßen sinnlos — ein Phantasieren im Delirium. Die Worte Welf und Waibling, Ketzer und Papist, Kapitalist und Proletarier sind Haßbefehle, eingegeben von Bildern kranken Traums.

Mit eben demselben Grad von Verantwortlichkeit ist die Menge ihren Vorstellungen hingegeben wie der Kranke im Fieber.

Es kann geschehen, daß ein willensstarker Mensch etwas von seinem Willen bewahrt und sich in geheimnisvollem Kampf aufzurütteln weiß, wenn er fühlt, daß ihn die Bilderwelt verführt.

Bei willensstarken, geistgeschulten Menschen geschieht es, daß sie — anfangs von der Menge hingerissen — einen Kampf gegen den Traumzustand aufnehmen und sich zu wachem Bewußtsein durchringen, sei es auch mit Rückfällen in die Macht des Zaubermeisters.

In freierem Flug regen sich die Schwingen ihrer Seele und tragen empor über die Niederungen sinnlichen Trieblebens.

Je willensschwächer, je weniger geistig geschult und denkgewohnt der einzelne ist, desto schwerer wird die Befreiung.

Vielleicht kann man annehmen, daß kosmische Einflüsse, seelenfeindliche Energiewellen auf uns eindringen, wie Erdenluftströmungen Seuchen verschleppen. Je farbloser und verweichlichter wir in unserem Seelenleben sind, desto weniger Widerstand findet diese Ansteckung.

Schlimme Regungen

Dann gebietet der Fiebertraum über Verbände und Völker.

Traumsicher aber auch traumblöde entwickelt sich das Geschehen, weil die Gefangenen wie Haschischtrunkene oder Fiebernde die Grade von Schwärmerei, Ekstase und Wut durchmachen müssen, bis sie entkräftet und verfallen zusammensinken.

Erwacht und nüchtern geworden, erscheint es uns kaum faßlich, welche Energien wir im Siechtum verausgabt, welche Leidenschaften auch den Ruhigen bei allgemeinem Aufwallen bewegten. Die unwahrscheinlichste Tollheit verebbt, von den Höhen der Ekstase sind wir gestürzt.

Allein erinnern wir uns!

Niemals wären uns die Drachenflügel des bösen Traums gewachsen, wenn schlimme Regungen, die lange unbewußt blieben, ihnen nicht den notwendigen Stoff geliefert hätten.

Um von Engelflügeln zu träumen, wie Jakob tat, muß die Seele solcher Träume würdig sein.

Reines Feuer muß den niedrigen Stoff verbrannt haben, daß böser Zauber nichts vorfinde für die Bildungen seiner Hexerei.

Wohlduftende Hölzer müssen bereit liegen, Weihrauchkörner gesammelt in heilige Becken, um frommen Opferflammen zu dienen, die zart beschwingt zum Himmel steigen, wie Abels Opfer, indes der grobe Rauch von Kains Opfertier sich schwer am Boden ringelt, ähnlich der Schlange.

Ohne feurige Sehnsucht, die eine Himmelsleiter hält, leuchten deren Sprossen nie empor zu unseren müden Häuptern.

Das Sonett vom Mantel der Zeit

Verzaubert sinkt die Seele in die Falten
Des schweren Mantels, dessen Purpurpracht
Wir Irdischen für höchsten Reichtum halten,
Wenn er auch Elend stets und Qual gebracht.
In Sinnenlust, im Tausel der Gewalten
Erhellte nur künstlich Licht die tiefe Nacht
Und aus der Fülle wechselnder Gestalten
Stürzt, was wir lieben, in des Todes Schacht.

Läßt du den Mantel von den Schultern gleiten,
Sieh her, die Seele lächelt wie ein Kind,
Hell wie ein Gott wirst in den Tag du schreiten,
Erkennst die Schönheit, der die Augen blind,
Von Fratzen abgeschreckt nach allen Seiten,
Purpur- und lust-berauscht begegnet sind.

DRITTER ABSCHNITT

Purpur und Lust

Purpur und Lust — Traumreich des bösen Empfindens. Nichts Sündhaftes geschieht, mit dem der Gedanke nicht vorher gespielt hätte, nichts Schlimmes steigt auf, dessen Sehnsucht wir nicht gekannt, nichts Frevelmütiges wird zur Tat, dem wir uns nicht schon im Traum hingegeben hätten.

Purpur und Lust — mystisch gesteigerter Macht-
rausch und Sinnenrausch, das irdisch Überirdische,
das teuflisch Lockende, das, worum die Liebsten
und Nächsten hingemordet wurden, geblendet und
geschändet, das, was den Menschen dämonisch
über den Menschen erhebt, wie die assyrischen
und ägyptischen Herrscher überhöhend abgebildet
sind in unverlöschbaren Zeichen; was des Ver-
führers Lächeln meinte, als er mit herrisch aus-
gestrecktem Arm die Reiche der Welt zu Christi
Füßen zeigte, von Jerusalems Mauerkrönung aus.

Purpur und Lust — als die tückisch schmeichelnde
Gemahlin des heimgekehrten Agamemnon Teppiche
aus Tyrus breiten ließ, damit der Fuß des Siegers
darüberschreite in das festliche Haus, wo der Tod
bereit stand. Es bangte Agamemnons Fuß, aber
er tat dennoch den Schritt über die den Göttern
allein gebührende Kostbarkeit dem meuchelnden

Überhebung

Tode zu, der purpurne Falten liebt und bevorzugt. Das ist die Verführung des schrecklich schönen Purpur.

Wer sich ihr hingibt, lockt den Meuchelmord.

Das Leben gilt zu wenig und zu viel, wo sich die herrliche Farbe breitet. Purpurgeliebte und jene, die Purpur eroberten und sich selbst über die Schulter warfen, alle frevelnden Machthaber vom Größten zum Kleinsten hielten in ihrer Überhebung Macht für das Heilige und erkühnten sich, Unzählige und Unzähliges zu vernichten, damit diese, ihre Macht blühe, prunkvoll rot, weithin leuchtend und furchtgebietend.

Phönizien gab das urtümliche Beispiel mit Kindermord, um den herrscherhaften Reichtum zu wahren und zu mehren, den es seiner Purpurschnecke verdankte. Es verführte manchen König, der einen Herrschermantel brauchte, und seine Völker mußten blutend leiden, um solchen zu kaufen.

Edle Herrscher des Mittelalters trugen jedoch unter dem Purpur härenes Bußgewand, um sich vor Überhebung zu wahren. Des Bußgewandes Qual und Demütigung sollte sie schützen vor dem Hochmut der Macht, vor dem Wahn, daß alle Mittel gut seien, die Machtmittel sind.

Solche Demut tut jedem not, dem irgend Macht gegeben ist, damit sie nicht Fluch sondern Segen werde.

Den zum Triumph in Rom einziehenden, mit dem Purpur geschmückten Feldherrn hatte ein Sklave zuzurufen: „Erinnere dich, daß du ein Mensch und sterblich bist.“

Sinnenrausch

Wie notwendig brauchen die Machthaber aller Zeiten härenes Gewand, wie notwendig brauchen sie die Stimme eines Sklaven, um sie vor Überhebung zu warnen!

Was im Bösen groß ist, will sich wie das, was im Guten groß ist, in eine übersinnliche Welt hineinstrecken. Der Machtträger wird schließlich ein Schauspieler, der in seine Rolle verliebt ist und dem eine mystische Aufgabe zu winken scheint.

Eng verwandt mit maßlosem Machtrausch ist der Sinnenrausch, ja, er ist nichts als eine Abart dieses Wahns.

Unheimliche Angst vor Nüchternsein treibt und peitscht dessen große Träumer.

Sie stürzen vorwärts mit weit ausgestreckten Sehnsuchtsarmen, sie heben schwere Pokale und kosen rastlos, Lippe auf Lippe.

Und trinken Traurigkeit über Traurigkeit.

Jede Eroberung oder vermeintliche Eroberung zwingt den Machthungrigen von Purpur und Lust zu neuen Eroberungen, denn das Errungene ist nichts als Enttäuschung, weil es nichts ist als äußerliches, zahlenmäßiges Haben, nie ein Besitztum, wie Herz und Geist zu besitzen verstehen.

Nicht in trauter Landschaft neckt das Irrlicht, es geistert über Sümpfe und führt den Verirrten weiter in die Irre, weiter in den Sumpf, in das Heim einer Brut von Echsen und Drachen.

Namenloses Leid, namenlose Demütigung erwartet das Weib im Zaubersaal der Lust, namenloser Ekel den Mann.

Sie wähnen umsonst mit Trunk auf Trunk den

Schmerz und die Scham zu betäuben, den Ekel zu meistern. Sie lassen ihre Becher überschäumen von Wein und die Straßen rinnen von Blut, sie ertrinken in köstlichem Naß wie in heutiger Zeit die plündernden Kommunisten in den Kellern des Zaren.

Sie rauben den Hort des Nibelungen wie sagenhafte Recken, sie lassen Triumphzüge schreiten wie römische Kaiser — die Trunkenbolde von Purpur und Lust — und bleiben namenlos arm und bleiben hungrig und durstig und kommen um in Schmach.

Wie Belsazar auf seine Frauen und Lieblinge gestützt, unermeßlich gelangweilt, die Stufen des Herrschersitzes erklimmt und jeden Frevel willkommen heißt, seine erstorbenen Sinne zu reizen!

Und ein Heliogabal, der Syrer auf römischem Thron, ruft alle Laster mit großartiger Beschwörung, alle ohne Ausnahme der grenzenlos verehrten Lust zu dienen.

Sein verbuhltes Morgenland läßt ihr Weihrauch dampfen und streut ihr unermeßliche Schätze. Das Weltreich scheint gerade gut genug zum Schemel ihrer nackten, ringgeschmückten Füße.

Doch keine leidenschaftliche Huldigung konnte das Idol bewegen, den mächtigen Anbetern Übermaß an Gunst zu gewähren. Die Lust lacht ob allen Überschwangs und versagt, indem sie gewährt, die unsagbar karge Lust, die allem Opferdienst ihre unbesiegbare Kargheit höhnisch entgegenstellt.

Jedem ihrer Liebhaber lacht die Lust dasselbe Dirnenlachen ins Gesicht, das schauerlich aus tiefem Abgrund heraufzuhallen scheint.

Denn nirgends fühlt der Mensch seine Ohnmacht so hoffnungslos, wie in der Ohnmacht seiner Lust.

Geizig zählt sie die gewährten Augenblicke ab und nicht einen geruht sie als Zugabe zu schenken, wie man sie reizen und kirren mag.

Dasselbe schwere Lallen kennt der Purpurträger wie der gemeine Zecher und dasselbe ekelvolle Erwachen. Die Macht des Mächtigsten läßt auf ihrem Pfühl die Arme sinken und dem Kräftigsten sind von Delila die Haare geschnitten.

Nirgends stößt der Mensch so schnell an seine Grenzen als in der Lust.

Es ist, als schleuderten ihn peitschende Wogen, wie einen Schiffbrüchigen, auf ein kleines durstiges Eiland, das er Tag und Nacht durchmißt, um eine Quelle süßen Wassers zu finden. Furchtbar ist die Kleinheit und Dasselbigkeit des Eilands, brackig bitter schmeckt sein Wasser.

Nur von weitem erblickt, scheint es in trügerischem Lichtspiel lustig und schön in der Ferne zu schweben.

Nie wird der Mensch so eindringlich über seine Vergänglichkeit belehrt als durch das Vergängliche seiner Lust, nirgends über die Kargheit des Lebens so aufgeklärt als durch den Aufwand, der mit ihr getrieben wird und der so kläglich endet. Nirgends sind Schwelgen und Betteln einander so schauerlich nah, nirgends ist, was wir zu besitzen meinen, mit solcher Deutlichkeit sterblich.

Zum Mund geführt, schon ausgekostet, in die Arme geschlossen, schon verloren, mit Düften geschwängert und schon besiegt vom Atem des Moders . . . also narrt die Lust von Anbeginn ihres Gaukelns.

Don Juans Dämonie

Blättert in den ältesten und in den jüngsten Berichten von Üppigkeit und Verschwendung, von zahlenausgedrückter Pracht gehäuften Genießens! Zu finden steht darin die Gleichform einer Wüste, Erschlaffung, Verzweiflung, widersinniger Anprall an das Unmögliche, nichts als ein böser, stets gleichartig wiederkehrender Traum.

Ihm zugrunde liegt phantastische Überschätzung desjenigen, das menschliche Arme zu umspannen vermögen, menschliche Blicke mit Genuß betrachten, menschliche Lippen an sich saugen.

Und gleichzeitig birgt dieser Wahn ein Erblinden der Seele gegenüber den unbegrenzten Schätzen, die dem Sterblichen in Wirklichkeit zu erringen möglich sind, und ein Verkennen seiner wahren Genußfähigkeit.

Was die nach Purpur und Lust Gierigen wirklich nennen, ist nicht und kann nicht sein. Wirklichkeit bietet, was sie verachten.

Seht den unseligen Stolz eines Don Juan, der ein Weib nach dem anderen seiner Gier versklaven will, wie der Eroberer ein Land nach dem anderen begehrt, wie ein Geldfürst ein Geldreich nach dem anderen unterjochen will.

Im Ehrgeiz der Lust liegt die Zauberkraft Don Juans, der von Weib zu Weib das Übersinnliche des Sinnlichen rasend sucht, die große Schranke durchbrechen will, die Unerbittlichkeit des Augenblicks verlängern, das Unausbleibliche der Enttäuschung besiegen — auch hier ein mystischer Kampf desjenigen, der über die Menschheit hinaus will gegen naturgewollte Gesetzhaltungen, ein Ringen,

den armseligen Stoff des Erdenlebens neuer, göttlicher zu beseelen.

Jedes Übermaß irdischen Wollens ist ein Beschwören der Geister und Schwingen von Zauberstäben. Denn bis zum Wahnsinn gesteigerter Begehren nach Purpur und Lust stürzt sich zum Becher des Zaubers, der nie gekannten Rausch verspricht.

Nie wird der Machthungrige satt, sein Schwelgenwollen rennt umsonst gegen Zyklopenmauern, die knapp und streng das irdisch Greifbare und Genießbare umschließen.

Sie zu sprengen oder über sie mit dämonischem Flug hinwegzusetzen, ruft mancher bitter trotzig die Geheimnisse der schwarzen Magie, führt Gifte an die Lippen, die ihn im Traum mit übernatürlichen Kräften versehen, mit Fabelwesen begatten, seinen Wahn mit Flugkraft begaben — aber welche unheimliche Fittiche sind es, welche unheilige Tiere, welche groteske Besen, die ihn spukhaft durch die Luft tragen, um ihn bei Hahnenschrei niederzusetzen, einen Verwunschenen, Verfluchten, Gebrochenen, tief in die Hölle Gestürzten. — —

Wie anders ist der sanfte Flug, den die Flügel der Seele leihen, weiße Magie wachsender Reinheit des Gefühls!

Ihren reichen Mantel breiten drei weise Könige aus dem Morgenland vor das Kind in der Krippe, und dem Heiland trocknet Magdalene mit ihrem Goldhaar die Füße.

Die sich also in den Seligkeiten mystischer Verzückung von Purpur und Lust entkleiden, gewinnen Flügel der Seele.

Das Sonett der Entsagung

Der Rausch, den Macht und Lust zu kosten geben,
Die Sonnensehnsucht fest in Fesseln hält.
Sie zwingen – glaubst du – in sich selbst das Leben
Und siehst doch nur den Glanz der äußern Welt.
Dem Teppich goldne Fäden einzuweben,
Auf daß die Zeichnung klar ins Auge fällt,
Wird Plan und Wille, bis dem eitlen Streben
Die Reue wehvoll hohe Schranken stellt.

Doch hinter dem Gerüst der Reue lauert
In Weltflucht – Stolz, der Demut Widerspiel,
Zu Füßen jeder frommen Seele kauert
Ein Dämon, der sich reckt, sobald sie fiel.
Nur in der Welt ist Weltflucht eingemauert,
Wer ihr entflieht, flieht vor dem eignen Ziel.

·VIERTER ABSCHNITT

Weltflucht

Einmal mit sehnsuchtsvoll innigem, einmal mit neugierig gespanntem Verlangen wurden in jüngster Zeit die verschiedenen Lehren der Weltflucht geprüft. Bald geschah es mit aufrichtigem Erlösungsbedürfnis, bald des Gruselns gelüstig, um irgend eine magische Machtvollkommenheit zu gewinnen, damit sie dem Weltflüchtigen schließlich Gewalt über die Welt gewähre.

„Aus Leidenschaft“ meint sinnend der Inder, und auch „aus Torheit und Aberwitz“, wird in Gedanken mit alten und neuen Fragen gespielt, die mit Weltflucht zusammenhängen und eine stolze Abkehr vom Jahrhundert — das Zeitmaß in mystischem Sinn genommen — geträumt.

Mit wuchernder Verschlingung droht der Schwarmgeist des Mystizismus die edle Mystik, die Lehre tief ruhiger Erkenntnis zu ersticken.

Indessen suchen sich die gewaltigen Äste der christlichen und indischen Mystik zu einem Schattendach für den müden Wanderer wohltätig freundlich zu verflechten.

Wir erfahren, wie ähnlich die Stufenleiter der Rosenkreuzer jener der indischen Adepten ist, die Stufenleiter, die wir irdisch schwer und schwankend

Rosenkreuzer

betreten und immer leichter beschwingt, schließlich flügelleicht, mit Flügeln der Seele begnadet, fast schwebend hinansteigen — bis zur Vereinigung mit der Gottheit, mit der unteilbaren Dreieinigkeit von Geist, Erkenntnis und Liebe.

An erster Stelle nennen die Rosenkreuzer den „Samen“ oder göttlichen Funken. Ihm entspricht ungefähr nach indischer Lehre die erste Selbstbesinnung der Seele (Yama).

Vorbildlich ist Buddhas erste Selbstbetrachtung als Jüngling unter dem Zauberbaum, dessen Zweige sich feierlich mit schützender Liebe so um ihn rankten, daß er, durch ihr heiliges Grün vom Lärm der Welt geschieden, in Sinnen versank.

Aus dem Samenkorn stufen die Rosenkreuzer dessen „Ernährung“ empor und verkünden das schöne Hoffnungswort: „wie es unten ist, so ist es oben, und es ist nichts so gering auf der Welt, daß nicht, wenn sich das Untere regt, das ihm vorgesetzte Obere sich entgegenregt.“

Entsprechend stuft der Inder mit der Selbstentwicklung empor, die er in der Selbstbeherrschung sieht.

Als weitere Stufen der christlichen Mystiker folgen „Erkenntnis“, „Reinigung“, „Verklärung“, „der mystische Tod“ und „Gerechtigkeit“. Tief-schürfend lehren sie: das wahre Gerechtigkeitsgefühl erwache erst zum Leben, wenn Erregungen und Leidenschaften, die Affekte in ihrer Gesamtheit dank dem mystischen Tod abgestorben sind.

Endlich werden „Weihe“ und „Wiedergeburt“ er-

reicht — das geistige Schauen, der Zusammenklang mit der Gottheit.

Dies entspricht dem Aufstieg des indischen Frommen durch die „Yoga“, das heißt, eine Weisheit göttlicher Art, die mit Haltung beginnt, ein geistiges Atmen lehrt, das den Adepten zur Abgeschiedenheit der Seele von äußeren Eindrücken verhilft, bis die Konzentration ein Schauen des inneren Auges gestattet.

Erreicht ist das Ziel durch jene Einheit mit Gott, die bis zum höchsten Einverstandensein mit ihm und Einbegriffensein in ihn geht.*)

Jedoch die Erforschung dieser mystischen Architektur, die Übung der Seelenhygiene, die von indischen und europäischen Eingeweihten als System aufgestellt ist und gelehrt wird, darf nicht zu geistigem Hochmut führen.

Ohne kindliche Demut hat ihr Erlernen keinen Wert.

Ein Franz von Assisi behielt nicht den adeligen Waffenrock an, in dem er wie andere junge Edelleute seiner Zeit tapfer gegläntzt während der damals üblichen Fehden von Stadt zu Stadt. Von seinen Waffentaten und von seinem adeligen Namen

*) Am deutlichsten bezeichnen die dem Sanskrit entnommenen Ausdrücke die Stufen seelischen Aufstiegs innerhalb des Radschah Yoga als: Yama, Nyama, Asana, Tranayama, Prayâhâra, Dhâranâ, Dhyana und Samadhi. (Meditation, Selbstbeherrschung, Haltung, geistiges Atmen, innerliche Betrachtung, Konzentration, innerliches Sehen, Beherrschen der Kräfte). Ihre Wiedergabe in europäischen Schriftzeichen ist dem lesenswerten Buch von Franz Hartmann „Unter Adepten und Rosenkreuzern“ entnommen.

weiß man nichts mehr, er ist nur noch als Ritter der Armut bekannt, als Fürst einer edlen Mystik, denn er hat sich seiner weltlichen Fehdegedanken, seines adeligen Gewandes und Wehrgehänges bis zur Nacktheit entkleidet, und die Städte, die ihn zuerst als einen Kriegshelden gesehen, wie es so manchen gab, erkannten den neuartigen Helden in ihm und versöhnten sich, bekehrt in seinem Namen, weil seine Mystik keine äußerliche Übung blieb, und seine Weltflucht fern war von verkapptem Stolz.

Vor dem Hochmut, der gerade den Weltflüchtigen am festesten umstrickt, warnt ausdrücklich das Buch von der Nachfolge Christi. Und mit selbsterfleischendem Bekenntnis erzählt Tolstoi, der die Tragödie des frommen Hochmuts an der eigenen Seele erfuhr, die Geschichte jenes Asketen, dem die Menge als einem Wundertäter zuströmte und der ihr schließlich verzweifelt entfloh, um sich von harmlos demütigen Menschen beschämen zu lassen.

Der Hang zur Weltflucht, der heute so auffallend wie zur Zeit des Untergangs der Antike die Gemüter erfüllt, birgt diese Gefahr in sich.

Wo der weltliche Hochmut gedemütigt ist, will er in anderer Art emporschnellen als geistiger oder vielmehr geistlicher Hochmut in der Form eines Sektiererstolzes.

Ist es genug, Dienerschaft zu entlassen, Hausrat zu verkaufen, das Antlitz von den Nächsten abzuwenden, feines Gewand fallen zu lassen und härenes anzulegen, um die Welt in christlich schönem Sinn zu fliehen?

Flucht vor Gott

Täuscht euch nicht, Wanderer nach der Wüste!
Wenn ihr die Welt nicht in der Welt überwindet,
so schüttelt ihr sie nicht ab mit äußeren Gebärden,
sie zieht mit euch und bewohnt euere thebanischen
Einsiedeleien.

Wer sich mitten im Haß nicht gegen den Haß
zu stemmen vermag, wer nicht mitten im Haß
gleich Antigone spricht: „Nicht mitzuhassen, mit-
zulieben bin ich da,“ der trägt seinen Haß weiter
und schleppt ihn fort auf der Flucht. Die Wüste
füllt sich mit Haß, er geifert fanatisch von einer
Höhle zur andern. Mit dem Kainszeichen auf der
Stirn wirst du umsonst flüchtig, du Mörder deines
Bruders! Feig und wenig fromm ist deine Flucht.

Vor Gott kannst du nur fliehen, wenn du zu ihm
fliehst.

Der neuzeitliche Mensch, der weit fortgewandert
von dieser biblischen Erzählung, sich fortgeschritten
dünkte, ist heute mitverstrickt in größtem Bruder-
mord und Kain verwandt.

Jedem frommt, demütig und zerknirscht in
stillem Bruderdienst an den überlebenden Brüdern
wieder gut zu machen, was an denjenigen gefrevelt
wurde, die nicht mehr irdisch zu erwecken sind. Unge-
sühnter, millionenfacher Mord geistert unheimlich,
wühlt und krallt in den Eingeweiden der Welt.

Diesem Spuk, diesem Grauen möchten die Welt-
flüchtigen entfliehen.

Aber sie können es nur in der demütigen Ge-
sinnung des reuigen Schächers. Keinem kann das
Eingeständnis der Schuld geschenkt werden. Es
gibt keine Flucht vor diesem Gebot.

Ernte der Saat

Man spricht heute viel von indischer Frömmigkeit und der Ausdruck „Karma“ ist geläufig geworden. Karma besagt Schicksal im Sinne von Gerechtigkeit, notwendige Schlußfolgerung, Ernte der Saat, ein Mündigwerden und Verantwortungstragen aller Taten.

Aber Karma bedeutet nicht etwa Vergeltung oder einen Richterspruch nach Geschmack und Laune eines Gottes, den man sich allzuleicht als bestechlichen Richter denkt oder als einseitigen Volksgott, sondern die unausbleibliche Folgeerscheinung, Frucht der Tat, Ernte des ausgestreuten Samens, den wir ausstreuten oder den wir ausstreuen ließen, ohne einzugreifen. Unterlassung wirkt nicht anders wie Handlung.

Welcher Segen kann einem Feld entsteigen, das mit Drachenzähnen bestellt ist? Wie demütig müßte man sich bücken, um die böse Saat, Stück für Stück, auszujäten, sie zu vernichten mit reinem Feuer!

Voll Hochmut glaubt man ganze Strecken auf einmal mit Maschinen mechanisch roden zu können, doch nur kleinweise, Pflänzchen für Pflänzchen, ist es möglich, das Land zu säubern und ein unendliches Bücken ist erforderlich.

Sich bücken und knien, die Drachensaat auszujäten!

Darin liegt ein würdiges Asketentum, eine nützliche Flucht vor der Welt des Streites und Hasses, vor dem Gieren nach Purpur und Lust.

Das All im Ich

Treibt dich die Kraft, das Ganze zu erkennen,
Wird dir das All zum Ich, das Ich zum All,
Du hörst den Gott, wo hell die Flammen brennen,
Als deiner eignen Stimme Widerhall.

Was einsam wir, weltabgeschieden nennen,
Ist nicht umhegt von sichtbar hohem Wall,
Durch inn're Ferne weit sich abzutrennen,
Bewahrt die Seele vor dem tiefsten Fall.

Der Geist dringt durch den Raum und durch die Zeiten
Und wird vom Geiste stets umflossen sein,
Entgöttert drohen stumm die Einsamkeiten,
Wird Wüste, Wald und Fels zum Ort der Pein.
Den Gott in dir, kannst Zuflucht du bereiten,
Wo du auch seist, denn du bist nie allein.

FÜNFTER ABSCHNITT

Einsamkeit

Der antike Mensch wußte nichts von der furchtbaren neuzeitlichen Einsamkeit.

Einsamkeit webt über der entgötterten Natur, Einsamkeit lärmt in dem häßlichen gleichgültigen Getöse der großen Stadt, Einsamkeit wohnt in den Häusern unsteter Menschen, geht aus von jedem unbeteiligten Angesicht und spricht oft erschreckend aus der eigenen Gleichgültigkeit, die kaum von irgend einem Leumund einmal etwas belebt wird oder vielmehr aufgewühlt wie Schlamm, in den ein Schweres gefallen.

Zunehmende Häßlichkeit und Altklugsein schaffen dieses Alleinstehen, schaffen überall alleinstehende Menschen.

In der antiken Welt waren die Götter durch ihre Schönheit gegenwärtig und durch seine Götter war dem Menschen die Schönheit stets gegenwärtig und vertraut, immer war sie bereit, ihn an ihre mütterliche Brust zu schließen. Im Altertum hütete die mystische Gegenwart dieses ewig Mütterlichen die Menschen davor, verlassene Kinder zu werden, wie wir es heute sind.

Sie veredelte den Geselligkeitstrieb zu hohem Stil, schloß die einzelnen begrifflich aneinander,

Der Freund

daß sie — wie im Ornament und auf den Vasenbildern — vollendet und in unerschöpflichen Reigenbewegungen verschlungen lebten.

Man bedingte einander.

Schönheit wollte es so.

Niemand mußte künstlich ausgreifen, laut rufen, allerlei Hemmung überwinden, ängstlich schweigen oder ängstlich schwätzen.

Man war in Haß und Liebe, in Streit und Frieden nie vereinsamt, man rang nie einsam um den Begriff der Gerechtigkeit, um den Trost der Weisheit, denn ein selbstverständlicher Chor hallte wider von allen Seufzern wie von jedem heiteren Laut und tat seine Sprüche treu bekräftigend oder mit Rat begleitend.

Alles war gegeben, und die Sympathie der Sippe, der Dienenden und Beflissenen, der Nachbarn, der Straße, der Stadt, ja des Ländchens war eine warme, andauernde Wirklichkeit, nimmer müde im Geben und im liebevollen Annehmen von einem zum anderen.

Von diesem selbstverständlichen Chor der Anteilnehmenden löste sich der Freund und trat heraus, göttlich verklärt, das bessere Ich, der Führende oder der zu Führende, der Geliebte oder Liebende, der am reichsten empfang und am reichsten gab, der Unzertrennliche, dessen Gegenwart, dessen Dasein das Alleinstehen unmöglich machte, der Freund, der auch im Tod nicht allein ließ, wie er im Leben niemals allein gelassen. Auch im Tode schweigt der Freund dem Genossen nicht, die Zweisprache bleibt, sie war ja oft im Leben schon ohne

Laut auf den Lippen gewesen. Sie wußten voneinander, sie fühlten, daß eine Einsamkeit nie mehr drohen konnte, da der Freund den Freund gefunden.

Das war Griechentum, das war sein Tiefstes und beseligte seine Welt.

Sein vornehmstes Geschenk bestand darin, daß es vor gleichgültig qualvoller Einsamkeit bewahrte, indem es die Güter heiliger Einsamkeit schenkte.

Man gewann ein Selbst, mit dem es sich lohnte, eine Weile allein zu sein.

Nicht aus Selbstsucht oder Menschenfeindlichkeit zog man sich zurück, sondern um sich zu schmücken und schöner, leuchtender, wahrer und liebender, aus prüfender Einsamkeit ins Leben zu treten.

Dies heilige Zurückgezogensein machte niemals menschenfeindlich und stimmte nie gleichgültig den andern gegenüber, aber rohes Durcheinander-mischen, liebloses Gedränge, gezwungenes Zusammensein in herdenmäßigem Pferch führt dazu und bringt Vereinsamung.

Welche Seelenfolter kann für jeden Menschen mit Zartgefühl, insbesondere für den edel gesinnten Jüngling, den Knaben, irgendwelche Kasernierung bedeuten, die Qual Tag wie Nacht unfreiwillig mit anderen gemeinsam zu leben! Die Klosterzelle des Mönches ist ein großer Luxus dem Schlafsaal der Kaserne gegenüber. Sie bietet seelischen Luxus, die Möglichkeit seelischer Verfeinerung. Ihre Abgeschlossenheit erlaubt die gnadenreiche, mystische Zwiesprache, die vom Alleinstehen erlöst.

Die Zelle in der Welt

Darum rät das Buch von der Nachfolge Christi, daß der mystisch Gesinnte seine Zelle gleichsam in die Welt mitnehmen möge, um sich mit ihrer heiligen Einsamkeit gegen das Gedränge der Welt zu schützen.

Mehr als andere Gründe treibt in der Neuzeit die Einsamkeit gleichgültigen Gedränges zur Eheschließung. Man hofft von diesem Bund erlösendes Zusammensein. Doch solche Zweisamkeit, abgetrennt vom natürlichen Wachstum aus der Sippe heraus in die Sippe hinein, aus dem Selbstverständlichen des Berufs- oder Standesgemäßen gerissen, gelöst aus dem Bewußtsein notwendigen Opfertums vor festem Hausaltar und vor der Traulichkeit bewährter Hausgötter, die das Haus seit Generationen streng und sicher gehütet, führt oft zu allerbitterster Einsamkeit. Einer spricht für den andern in fremden Lauten, lacht ein fremdes Lachen, weint ein fremdes Weinen. Nichts macht einsamer als ewige Nähe der Wesensfremdheit eines Wesensfremden, wo Leib den Leib mißversteht und Seele die Seele.

Am heißesten und hoffnungsfernsten ersehnt der seelenzarteste Mensch, der Dichter, der Künstler einen Gefährten, eine Gefährtin, seine Einsamkeit aufzuheben. Er tastet und lauscht mit rührender Gebärde, ewig gleich dem blinden Sänger, dem ein Göttliches gegeben, dem ein irdisch Unentbehrliches genommen ist.

Ihn verachtet der Werktag; der vornehme Sonntag der Seele möchte ihn empfangen, wenn alles sauber gekehrt und festlich bekränzt ist. Aber der

einsame Dichter muß am Werktag leben von Sonntag zu Sonntag.

Erlaubt ihm das Lied auch am Werktag!

Einst waren die Werktagsgeräte für so heilig und fromm angesehen, daß die Greisgewordenen sie am Lebensabend den Göttern stolz als Weihgeschenke darbrachten, das Weib die lange geschwungene Spindel und das Weberschiffchen, der Mann sein Bau-, Fisch- oder Jagdgerät. Schaffen wir also mit unserem Handwerkszeug, daß wir gleichsam stets in Gegenwart der Götter arbeiten, bereit, das von unserer Arbeit beseelte Werkzeug vor der Rast des Alters, vor der Ruhe des Todes rein auf ihren Altären niederzulegen, dann ist die schlimmste Einsamkeit überwunden.

Schafft der Dichter also, daß er seine Leier einst reuelos dem Gott darzubringen vermag, dessen Strahlen ins verborgenste Herz leuchten, schafft er als Priester des lebenspendenden Sonnengottes, erleichtert sich auch seine furchtbare Einsamkeit oder beschämt nicht mehr, denn sie ist stolz geworden.

Ehrfurcht begrüße den blinden Sänger, der die Menge in heiliger Einsamkeit durchschreitet. Doch verachtet ihr ihn und seid unfreundlich oder roh, war sein Schaffen edel, ist er nicht allein in seiner Nacht. Stolz hebt er aus seiner Nacht die Leier zum Licht und verspricht sie als würdiges Geschenk und Nachlaß Phoebos, dem Freund.

Die Gottnatur

Die Allgemeinheit – dumpfes Trommelschlagen,
Die Allgemeinheit – töricht lauter Drang,
Ihr Glück – die müßigste von allen Fragen,
Ihr Wollen – Trübsinn oder Ueberschwang.
Was kann die Menge von der Schönheit sagen,
Da ihr vom Guten Urteil nie gelang?
Nur Einzelnen wird heller Morgen tagen,
Im Dämmer bleibt die Masse traumhaft bang.

Hörst du den Ruf aus drohenden Getösen,
Siehst in der Wildnis eines Weges Spur?
Aus Fiebersumpf und Wüste zu erlösen
Vermag den Strebenden die Seele nur . . .
Ein Flügelschlag . . . es scheidet sich vom Bösen
Zur Höhe schwebend seine Gottnatur.

SECHSTER ABSCHNITT

Gemeinsamkeit

Eingemeindet ist jeder Mensch in eine besondere mystische Gemeinde und wird oft ohne sein Wissen zum mitverantwortlichen Träger eines gemeinsamen Gedankens, Kündler eines Neuen, Bewahrer eines Alten, das für die Gesamtheit wichtig oder notwendig ist.

Auf Schritt und Tritt lautet die Lebensfrage: ist es endgültig Ziel und Zweck, Auserwählte, Erlesene, höhere Menschen hervorzubringen oder das Allgemeinbefinden der Menge, das sogenannte Allgemeinwohl zu heben?

Und Schulfragen werden gestellt: ist ethische oder ästhetische Weltanschauung zu wählen, Kultus des Einzelnen, des Hervorragenden, des für sich Bestehenden, des Schönheitsreifen oder Pflege eines gemeinsamen und gleichartigen sogenannten Wohles, das freilich nie eine auffallende Höhe erreichen kann und nur nach augenblicklich Nutzbarem zu streben gestattet?

Müßigste aller Fragen, unbegreiflichster Zweifel.

Ethische Weltanschauung kann gar nicht ohne ästhetisch ausgebildetes Begriffsvermögen entstehen.

Sittlichkeitsgebote ohne Schönheitsgebote, die sie beseelen, sind entseelt und tot.

Auf heiliger Höhe

Edle Gemeinsamkeitsgefühle strahlen stets von großen Einsamen aus.

Von Einzelnen, von Auserlesenen und Schönheitsreifen werden sie gelehrt und überhaupt möglich gemacht.

Um irgend eine gemeine Brauchbarkeit zu schaffen ist viel Wunderbares nötig, Zusammenfassen der Anregung der Einzelnen und des fügsamen Fleißes von Vielen, Arbeit der weißen Hand und der schwieligen Hand, Anstrengung des Körpers unter Leitung des angestregten Gehirns. Wieviel mehr gehört dazu, einen sittlichen Wert hervorzubringen, gleich dem Wunder edlen Gemeinsamkeitsgefühls.

Sollte es plötzlich in noch ungeformter Masse oder in der Tiefe entstehen?

Dort herrscht der ursprüngliche Kampf ums Dasein, der meist mit Auslese der Rücksichtslosen, der Bösen, Häßlichen und Grausamen endet.

Ist es nicht in jedem Dasein ähnlich?

Tief im Herzen kämpfen Instinkte, widerspruchsvolle Regungen aller Art, gleichsam wirr verknäuelte. Höhere Eingebung erreicht das rechte Ende des Fadens und löst die Verwirrung. Unter der Menge sich bekämpfender Reize und Regungen kehrt Harmonie ein und sie werden zu gemeinsam aufstrebendem Ziel gelenkt.

Gesundheit des Leibes wie der Seele strahlt, wenn das dumpf Brodelnde in der Tiefe des Herzens also beruhigt und geeinigt wird.

Von der Höhe kommt Liebe und Licht. Alle guten Dinge sind von Menschen verkündet, die auf

irgendwelcher heiliger Höhe verklärt der Gottheit nahegestanden.

In der Tiefe bleibt das Ringen dumpf, die Masse kann sich nicht erlösen. Sie kann nur erlöst werden.

Wenn sie bis jetzt unerlöst schmachtete, ja in jüngsten Tagen tiefer als je gesunken scheint, so ist es nicht, weil die ästhetische Weltanschauung zu stark überhand nahm, nicht weil einige Höhengenschen sich in einen „ästhetischen Himmel zurückzogen“, wie von Goethe und Schiller spöttisch behauptet wurde — sondern weil zu wenige den Weg zu diesen himmlischen Höhen fanden, weil zu wenige denen lauschten, die den Weg gefunden, weil die Aufgaben menschenwürdiger Gemeinsamkeit in höherem Sinn, in mystisch hoher Auffassung kaum noch geahnt werden.

Selige Tänze und Chöre, wie sie den größten Künstlern der Welt vorgeschwebt und darum von ihnen in Tempeln und Gesetzen und in den Tempeln und Gesetzen erhabener Musik gebildet werden, gehören in das Reich der Wahrträume, sonst wären sie nie so mächtig und fromm in Erscheinung getreten.

Gottgesandte Träume, die wahr werden wollen, wahr werden müssen!

Ohne Segen bleibt die barbarische Gemeinsamkeit böser Gefühle, das Verkettetsein durch ähnliche Träume von Haß, Rache, Vergeltung und allem, was sich scharft um Purpur und Lust.

Nur im Zeichen gefalteter Hände, zum Himmel gewandter Augen, gleichartig zum freundlichen Fest bekränzter Stirnen gibt es edle Gemeinsam-

keit, vereintes Emporblicken würdiger Heldenverehrung und Andacht vor dem Einzelnen, der unsägliches Leid durchschreitend irgend eine Heiligkeit gewann.

Gemeinsame Bewunderung, gemeinsame Liebe hebt das seelische Befinden und damit notwendigerweise das Gemeinwohl. Also entstanden die ersten Gemeinden der Heiligen, die wetteifernd froh und vertrauensvoll ihre irdischen Güter den Aposteln zur Pflege übergaben. Also entstanden einst fromme Zusammenschlüsse, die einer barbarischen Welt zum Trotz fruchtbare Klosterreiche gründeten. Ihre Stätten des Gebets, ihr Obst, ihr Korn grüßten lockend ins Land, wo vorher wilde Tiere gehaust oder Fieberatem sumpfige Haine erfüllt.

Die Namen der Führer, der großen Einzelnen nennt die Legende. Nie hat sich etwas vom dumpfen Herdentrieb ohne solche erhoben, nie ist etwas vom Herdentrieb aus gegründet, entwickelt oder entfaltet worden. Er kann nur als Hemmschuh wirken, als schwere Erdenlast, als zugehörig zum Tod.

Wir brauchen Helden gegen diesen Tod, Riesen zum Trotz dieser Last, Flügelbegabte, die des kindischen Hemmschuhs zu lachen vermögen, Häupter unserer mystischen Gemeinden, zu denen aufblickend wir Trost und Hilfe empfangen.

In der Masse klebt alles zusammen oder ist zusammengepfercht, es strebt mit Haß auseinander, es krabbelt und schlingt sich und beißt und frißt, wie die unheimlichen Aufgußtierchen, die wir im Tropfen Wasser vergrößert beobachten.

Mystische Gemeinsamkeit weist jeden mit er-

Erleuchtung

habener Ruhe an seinen Platz und gönnt jedem, je nach seinem Vermögen, die ihm eigentümliche Würde, die dem Herrschertum innewohnt, wenn es zu herrschen gilt in dem, was man versteht und kann.

Geehrt ist der dienende Bruder, doch als dienend geehrt, nicht etwa damit geehrt, daß man ihn zum Chorherrn macht — und mit Ehrfurcht beugen sich alle dem Abt, der für das gemeinsame Wohl sinnt und betet. Vielleicht beugt sich der Abt selbst irgend einem Einsiedler, der aus der Ferne kommt, aus der Einöde, wo er um Erleuchtung gerungen und von wo er Labemittel bringt, den Abt in seinem schweren Amt zu stärken.

Wo das Gefühl rein bleibt, sind ethische und ästhetische Weltanschauung unzertrennlich.

Man kann nicht verbessern ohne zu verschönern und zu keiner Gemeinsamkeit vordringen, ohne die Lehren hervorragender Einsamer genossen, ohne ein Stück dornenvoller Einsamkeit auf sich genommen zu haben.

Der mystische, hebräische Buchstabe „Schinn“, der Feuer bedeutet, muß in das Wort „Jehovah“, das All und Finsternis heißt, gesetzt werden, und es ändert sich aus Jehovah in „Jeho schuah“, das heißt Jesus, aufgegangenes Licht, schönheitentzündete Flamme, Sieg über die Finsternis.

So muß das Nachtreich der Instinkte und quälenden Widersprüche in unserem eigenen Herzen überwunden werden und aus ihrer formlos unruhigen Masse ein ruhsamer Tempelbau sich befestigen um Zelle und Altar mit ewiger heiliger Flamme.

Und das Nachtreich der Larven und Menschen-

Zum Land der Sonne

embryone, die in der Masse brodeln, muß durch Empfangen eines mystischen Lichtes neugebildet, menschlich gebildet werden, mit den Möglichkeiten versehen, bis zur Gemeinsamkeit vorzudringen, die schon mancher große Künstler als Seligkeit darzustellen wußte.

Als ein Schweben im Tanzschritt erscheint sie, der kaum noch auf die Erde drückt und endlich als ein Entschweben in geordneter Schar, wie die Vögel gemeinsam und einträchtig nach dem Lande der Sonne ziehen.

ZWEITER TEIL

Geleitspruch:

Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Goethe
(Maximen und Reflexionen)

Tod und Leben

Es streiten miteinander Tod und Leben,
Doch eines sind die beiden tief im Grund.
Du fühlst sie ewig zu einander streben
Und ewig lösen sie der Liebe Bund.
Was eines nimmt, wird dir der andre geben
Und macht das heilige Geheimnis kund,
Wenn wir in neuer Bilder Reich entschweben,
Sind wir von altem, schwerem Leid gesund.

Noch faßt der Sinn getrennt nur die Gewalten,
Die Tod und Leben unser Wort genannt
Und die das Ich im Kreis zusammenhalten
Vom Ewigen gelöst, in Zeit gebannt.
Des Körpers Auge sieht allein Gestalten,
Das Wesen hat der Seele Blick erkannt.

ERSTER ABSCHNITT

Von der Kostbarkeit des Todes

Mir ist ein wunderbares Bild bekannt.

Es stellt Christi Grab dar, bewacht von irdischen und himmlischen Grabeshütern. Ein steinernes, einfaches Grab in sanftem, verdämmerndem Abendlicht.

In schwerem Schlaf schlafen die irdischen Hüter — sie schlafen ja immer die irdisch zu Wächtern bestimmten, sie haben keine Geduld mit dem Tod und wachen erst entsetzt auf, wenn ihnen der Schatz, den sie hüten sollen, entrückt ist.

Zu Häupten des Grabes, in der Mitte und an beiden Enden, ehrfürchtig zärtlich über den Sargdeckel gebeugt, erblickt man die himmlischen Hüter, majestätisch beschwingt.

Diese schlafen keineswegs.

Vielleicht pflegen sie leises Gespräch, wie man es pflegt in Gegenwart geliebter Toter, um sie in ihrem Schlaf nicht zu stören. Wenn die schönen Engel, wie ich vor dem Bild zu erkennen glaubte, leise miteinander reden während der langen Wartezeit, über was könnten sie sich unterreden, wenn nicht über die Kostbarkeit des Todes?

Von ihren sanften, aber machtvollen Lippen möchten wir diese Weisheit pflücken, soweit sie sich

in irdische Sprache fassen läßt, denn es handelt sich um unnennbar Zartes, das fast durch Worte entweiht wird, sucht und setzt man sie noch so behutsam.

Ist nicht jeder Tod eines edlen vollendeten Menschen ein Tod, der für die Überlebenden eine Kostbarkeit werden kann, an der sie sich aufzurichten vermögen im Leben und Sterben?

Die Vollendung eines Wesens ist nur sichtbar, wenn es vollendet hat. Solange es leiblich in unserer Mitte weilt, sagt es nicht alles, was es zu sagen wußte, oder wir hören nicht zu, weil irgend jemand in der Nähe lacht oder lärmt. Was ein Edler eigentlich zu sagen hatte, vernehmen wir im leisen Sterbezimmer oder am stillen Grab. Dann erfassen und besitzen wir in Wahrheit die uns geschenkten Schätze.

Ist das recht gesagt? Wir erfassen, wir besitzen durch den Tod?

Sind wir nicht beraubt durch den Tod, ungerecht, entsetzlich beraubt und plötzlich bettelarm?

Ist nicht das Gefühl, das nach der ersten Betäubung des Schmerzes aufsteigt, ein Gefühl der Entrüstung oder Empörung darüber, daß uns solch Unrecht geschah, unser Besitzrecht an dem geliebten Wesen so unerhört beleidigt wurde, ein Gefühl, daß nun alles fortgenommen, was irgend des Lebens Mühe lohnte, daß uns jedes Labsal auf fernem Wege versagt sei. Beraubt — so lautet ja der landläufige Ausdruck.

Wie über alle Maßen beraubt waren die Jünger, war Maria, als ihr das Schwert siebenmal durchs

Verblühte Liebe

Herz gegangen, wie verloschen waren Sonne, Mond und Sterne, wie durchaus verarmt die Erde, die der Heiland nicht mehr beschrift.

Allein vergleichen wir das erhabene Leid um einen geliebten Toten mit einer anderen Qual um Verstorbensein! Halten wir gegen die Majestät der Trauer am Grabe die wirre, verkrampfte Pein um den Verlust einst teurer Wesen, die uns nicht durch den Tod sondern durch Lebensschicksal entzogen sind.

Lebende, deren Liebe verblühte, noch leiblich sichtbar im Alltag des Daseins, doch für das Herz verschwunden, begraben; anwesend auf Erden, doch für uns, die wir liebten, in eine Abwesenheit versunken, endgültiger als die Abwesenheit, die der Tod auferlegt, wenn er Freunde trennt, in ein Schweigen verloren, das tiefer schweigt als das Grab!

Recht eigentlich entsagen wir nur denjenigen, die wir durch das Leben verlieren, denn es ist ein Räuber, grausamer als der Tod oder verhängt vielmehr den wahren Tod, das Aufhören, das Nichtmehrsein, den Verlust ohnegleichen.

Haß und Zwiespalt, Gleichgültigkeit, Enttäuschung, Schuld und Scham sind die unheimlichen Totengräber, die ein Teueres häßlich verscharren und uns verwaist oder verwitwet lassen für immerdar.

Nicht die Trauernden in schwarzen Schleiern sind die beraubtesten, die schwarzgekleideten Menschen sind es nicht. Waren sie innig verschwistert mit dem Toten, läßt er sie nicht allein und belohnt ihre Treue.

Neue Verwandtschaft, neue Liebe wird durch

Früher Tod

edle Tote gestiftet, einer Mutter ein neuer Sohn gegeben, dem Sohn eine neue Mutter, wie Christus Maria dem Johannes und Johannes der Maria gab. Schwestern und Brüder finden sich im Andenken eines kostbaren Todes. Kein Aufhören der Liebe ist mit solchem verbunden, sondern wie vorbildlich mit Christi Sterben, ein unendliches Sprießen von Werten der Liebe in naher und ferner Gemeinschaft.

Raubt uns des Lebens Häßlichkeit geliebte Menschen, sind wir fürwahr vereinsamt und verlassen.

Wenn eigene Schuld jenen Raub veranlaßt, sind wir fürwahr verstoßen und verbannt — was wir anfassen ist leer, was wir kosten, schal; was wir arbeiten, geschieht ohne Ziel . . .

Der in schönem Tod Vollendete hat die Aufgabe uns zu vollenden.

Nur die Erlesensten, Schönsten und Trefflichsten beglückt früher Tod, weil sie den Lebenden dadurch voranleuchten, um sie vor Irrwegen zu bewahren.

Die Kostbarkeit ihres Sterbens zu begreifen, ist, was wir lernen müssen von den himmlischen Grabeswächtern. Sie tun den Fragen unsrer Not Bescheid, sie lehren uns Besitz nehmen von dem Unvergänglichen der Geliebten, die dahingegangen sind, und mit ihnen eins zu werden, wie wir es niemals gewesen.

Um zu erlösen, muß das Schöne sterben.

In weitem Umkreis und auf lang hinaus tilgt Vornehmheit edler Trauer, was gemein ist, wie sich einst in Florenz alle Parteien auf länger veröhnten, als es je geschehen war, um einer edlen, wunderschönen Toten das Geleit zu geben, ihr

süßen Reim und süßen Blumenduft zu spenden, denn keiner wollte sich ausschließen von solcher Huldigung.

Hehren Dichtern hat die Kostbarkeit des Todes göttliche Worte von den Lippen gelöst. Dem Hehrsten in uns löst die Kostbarkeit des Todes eine wandelnde Kraft, die Schmerz in Schönheit verwandelt. Es sterben die Schönen, um ein Gesang in der Seele ihrer Trauernden zu werden, ein Gesang, der jeden Alltagslärm übertönt mit übersinnlichem Wohllaut.

Streben wir unsagbar müde heimwärts, umschwebt uns der Sang als lockendes Heimatlied.

Es war eine gewaltige Errungenschaft menschlichen Seelenvermögens, als die ersten selbstlosen Tränen dem Auge des Erdenbürgers entquollen. Er betrachtete sie als etwas Heiliges, als eine göttliche Offenbarung. Dem sie galten, gereichten sie zu hoher Ehre, und die Toten hatten nach manch ursprünglicher Weltanschauung ein ausgeprägtes Recht auf Tränen.

Ein schöner Stolz des Menschen den zumeist Verehrten und Betrauernten noch solches Geschenk zu bieten als letzten Dank, als Gegengabe für den ausgestrahlten Reichtum ihres Lebens!

Im Alten Testament sehen wir noch viel stumpfe, dumpfe Trauer, nahe der ursprünglichen Reflexbewegung, die mit solcher Entspannung das Unerträgliche abwehrt. Im Neuen Testament ist die Träne unendlich verfeinert und scheint erlösend auszugehen vom Erlöser selbst. Er hat die Herrschaft über das Reich der Tränen, weil er die Kraft

besitzt, den allzu irdisch Weinenden zu gebieten: „Weinet nicht!“ und jede Trauer so zu veredeln, daß sie magisch mächtig wird.

Schmerz kann zu bösem Groll erstarren, zu finsterem Brüten und geiferndem Zorn werden, Schmerz kann zur Göttlichkeit erheben, wenn wir die mystischen Werte der Trauer erfassen. Von so ausgezeichnete Kostbarkeit ist dann der Tod, daß er die edelsten Tränen hervorlockt und diese Tränen können jedes böse Feuer im Herzen löschen, so sehr es züngelt und zischt.

Züge über Züge von Leidtragenden verschiedenster Völker sollten sich im großen Rhythmus gemeinsamer Klage ordnen und, von diesem Rhythmus belehrt, einmütig als Brüder der Kostbarkeit heldischen Todes die Kostbarkeit sanfter Träne widmen, die feierlich eint als „Beglaubigung der Menschheit“ (Schiller).

Durch ihre Zauberkraft müßten sich alle Menschen plötzlich erkennen als Gemeinsamkeit der Gärtner eines Gartens, der die Erde umfaßt, denn überall sind uns die in Frieden eingegangenen, die längst versöhnten Toten anwesend.

Ihnen weihen wir jährlich ein Fest, wenn die Natur dem Jahr die letzten Blumen als Scheidegruß spendet. Erhaben ist der Gedanke, dies Fest der Toten sei allen Toten gewidmet und sollte von allen Lebenden in Brüderlichkeit gefeiert werden. Unter Gräbern scheint die mystische Eintracht, die uns halten soll, am eindringlichsten geboten.

Allein von den Trauerstätten geht auch die rührende Mahnung aus, um eines Gemeinsamkeits-

gedankens willen den Glauben an die Persönlichkeit nicht zu verscherzen, denn dieser Glaube fördert das Leben und ehrt den Tod.

Das Weihegeschenk der Trauer, das die Verstorbenen von uns erhalten, liegt im Bekenntnis: Du bist unersetzlich, weil du einzig warst.

Auf dem Gedanken der Unersetzlichkeit, der Einzigkeit des einzelnen Menschen beruht der Ahnenkult. In Steigerung von diesem ausgehend entfaltete sich der Heroenkult und von diesem wiederum ausgehend die Götterverehrung und steigerte den Menschen selbst, der solche Ideen entfaltete.

Indes grimmige Fanatiker den Erdgeborenen versichern, sie seien Staub, lehrten die freundlich gesinnten olympischen Götter: Wohl bist du Staub, aber Sternenstaub, derselbe Staub, aus dem Sterne gemacht sind. Und bist du ein Einzelner, ein Außerordentlicher, genügt es der Gottheit nicht, dein Wesen in irdische Blumen zu wandeln, in den Sternen blüht es ruhmvoll auf. Deine Locken, deine Leier, deine Waffen, mit denen du irdische Ungeheuer vernichtet hast, funkeln in berechneten Sternbildern so unsterblich als möglich. In eben- solchem Sinn hebt ein christlicher Dichter, Dante, hehre Tote zu Sterngebilden empor.

Die Würde des Menschen im Leben hängt ab von seiner Würde im Tod.

Wir sind irre geworden an der einen und an der anderen, deshalb fühlt sich die Welt so krank, obwohl sie sich wie ein böser und kranker König zu betäuben sucht in Tanz und Zymbelschlagen.

Der Glaube an die Masse

Millionenfach hat die Gleichgültigkeit dem Tod und dem Leben gegenüber die Heiligkeit des Lebens entwürdigt, millionenfach hat sie den Tod geschändet, denn der Materialismus hat nur einen Glauben, den Glauben an die Masse.

Dieser Glaube an die Masse führt zum Massengrab, er führt zu einer Roheit den Toten gegenüber, wie sie noch keine Zeit erfuhr und wie sie unser Jahrhundert tief beschämt.

Der Idealismus hat den Glauben an die Persönlichkeit.

In diesem Glauben liegt der mystische Sinn des Daseins und dieser Glaube führt zum Tempel, führt zur Bildsäule, führt zur Sternenverklärung, zur Auferstehung im Garten, zum schönen Leben des Nachruhms.

Sonnenland

Das Kostbarste auf Erden ist das Leben
Und wehe dem, der es verschleudern läßt,
Sei's Fürst, sei's Staat, wem immer Macht gegeben,
Daß er ein Feld mit Blut von Opfern näßt.
In Würde frei nach Sonnenland zu schweben,
Wo, nicht mehr eng in Massenleid gepreßt,
Die Seele selbst vermag empor zu streben,
Verwandelt unser Sein zum Lebensfest.

Die Feinde sind Gleichgültigkeit und Schwäche.
Wer vorwärts will, der überwinde sie,
Daß keiner mehr sich zur Gewalt erfreue
Und also störe wahre Harmonie,
Ermanne dich, damit die Fessel breche,
Die deine Kraft gelähmt? Sonst „lebst“ du nie.

ZWEITER ABSCHNITT

Von der Kostbarkeit des Lebens

Knapp nach einem Zeitraum, der sich human zu nennen wagte und den seltsamen Anspruch erhob, den Krieg menschlich, also schonend für die Kostbarkeit des Lebens zu gestalten, kam die Zeit für Europa, die frecher, durchgreifender und schrecklicher, als es je geschehen war, seit die Missetaten der Menschen verzeichnet sind, dieser Kostbarkeit Hohn sprach.

Dieser Hohn wurde knapp darauf noch übertrumpft durch wütendes Morden im Osten, wo die Revolution im Namen des Friedens, der Menschenliebe und Gerechtigkeit Schädelberge häufte, gegen deren Grauen die Taten einstiger Mongolenführer ins Kindliche zurücktreten.

Wo alles gleich und gleichgültig geworden ist, hat das Todesopfer keinen Wert. Der Moloch, dem geopfert wird, erscheint sodann gleich jenem futuristisch gezeichneten Riesen — ungefähr in Form einer menschlichen Gestalt, ungeheure Gliedmaßen und kein Kopf, die Füße gleich Schaufeln oder Rechen, maschinell gräßlich und doch entfernt an den menschlichen Fuß erinnernd, denn jede Maschine nahm Ausgang von menschlichen Gliedmaßen.

Die Butterblume

Die scheußlichen Füße eines solchen Ungeheuers setzen sich nicht mehr mit der naiven Freude des Siegers auf des Besiegten Nacken — sie schaufeln mechanisch die Unterdrückten, wie irgend ein Eisenrechen, mechanisch angekurbelt, schaufeln mag.

Auch das menschliche Verhältnis von Feind zu Feind ist verloren, wenn die Kostbarkeit des Lebens verloren geht. Entsetzliche Gleichgültigkeit jenseits von Haß und Liebe brütet über der Welt.

Wohin geriet die heuchelnde Humanität?

Zum Verschleudern eigenen und fremden Lebens, zum Anbeten eines Kolosses ohne Kopf.

Im Anfang des Weltkriegs schrieb ein verzweifelter Menschenfreund, der hineingerissen war in die Furchtbarkeit sinnlosen Mordens, einen Satz, der mir unvergesslich blieb: „Das menschliche Leben hat jetzt nicht mehr Wert als eine Butterblume.“ Wahrscheinlich hatte ihm ein in Blut ertrinkendes Blümchen Eindruck gemacht und den Vergleich gegeben.

Solche kleine Merkwürdigkeiten prägen sich in schrecklichen Augenblicken ein, und werden von unserem Denkvermögen verzeichnet, das große Dinge ausläßt, weil es ihnen nicht folgen kann. Wir schließen am leichtesten, ausgehend von alltäglichem Geschehen und manches ergreifende Wort beruht auf solchem und greift ins Herz, indes hochtrabende, seltsam funkelnde Vergleiche kalt lassen.

Gleich einer Butterblume

Ein Flugblatt, im Jahr 1637 gedichtet, enthält „ein schönes Mayenlied, wie der Menschnschmitter, der Tod, die Blumen ohne Unterschied gehling ab-

Fort vom eigenen Ich

mäht . . .“ Gesungen wurde es zu Regensburg, „da eine hochadelige junge Blumen ohnversehen abgebrochen,“ aus Anlaß des Verlöschens eines damals kostbar erachteten Lebens, von dem heute nichts mehr bekannt ist:

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat G'walt vom großen Gott.
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser.
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's leiden.
Hüt dich, schön's Blümelein!“

Die letzte Strophe bietet dem Tode Trutz und versichert die Kostbarkeit des Lebens, jedes einzelnen Blumenlebens, denn es wird nur liebevoll versetzt in den himmlischen Blumengarten.

Trutz! Tod, komm her, ich fürcht dich nit!
Trutz! Komm, tu einen Schnitt!
Werd ich auch verletzt,
So werd ich versetzt
In himmlischen Garten,
Auf den wir all' warten.
Freu dich, schön's Blümelein!

In unsrer Zeit verblaßte dieser tröstliche Gedanke, der so viele Geschlechter gestärkt und über irdische Ungerechtigkeit getröstet hatte, und was für ausschließlich wertvoll galt, bestand für viele einzig in dem knapp bemessenen irdischen Dasein.

Aber diese Beschränkung drückte den tiefer Empfindenden, sie schien ihm allzu eng, so daß er sich nach Erweiterung sehnte, um das Leben zu bereichern. Er sehnte sich hinaus, fort vom eigenen Ich, in die fremde Welt, die einzig greifbar und faßlich schien, in die Welt der anderen, in andere hinein.

Altern und Einsamsein

Dieser Sehnsucht haben manche moderne Dichter Seufzer verliehen. Eigentlich ist sie eine Todessehnsucht, ein Leugnen der Kostbarkeit eigenen, eigenartigen, einzigartigen Wesens und mit Recht nennt eine zeitgenössische Dichterin den Versuch einer absoluten Flucht in fremdes Leben — Selbstmord.*)

Vereinsamung ist eine Alterserscheinung, weil die Seele zu steif wird und wir nicht mehr mit der Jugend Schritt halten, ja ihr pedantisch oder ärgerlich den Maitag mißgönnen. Der lebendigste unter den Menschen, der große Künstler, altert nie, indes sein Gegenpol der Philister am frühesten altert und sich etwas darauf einbildet zu altern, indem er seine Unlebendigkeit als Vorzug preist.

In mittleren Jahren drohte Goethe das Altern, er war vereinsamt. Als Greis hatte er das Altern überwunden und speiste seine erneuerte Jugend an allen Quellen mit froher Unbefangenheit. Seine Art, die Vereinsamung zu überwinden, ist beispielkräftiger als die neuzeitliche, denn sie hat nichts zu tun mit jenem Selbstmord künstlichen Aufgehens ins Allgemeine, sie verachtete die Kostbarkeit des eigenen Daseins nicht, sie pochte kräftig darauf. Eindringlich verurteilt Goethe das Lähmende und Leichenschwere des Theoretisierens und Spintisierens, das sich eiskalt auf die Brust des warm Lebendigen legt.

Weit entfernt von den frommen Zielen der Mystik ist ein Mystizismus, der abgezogene Begriffe als

*) Katharina Godwin „Die Frau im Kreise“.

Mystischer Tod

Wesenheiten verehrt und Götzendienst mit ihnen treibt.

Wohl verlangt die Vervollkommnung der Seele den mystischen Tod, aber nicht als ein Aufgeben der Persönlichkeit, sondern nur als ein Hinsterben alles dessen, was das bessere Selbst am Entfalten seiner Flügel hindert.

„Macht euch doch deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben,
Solang man lebt, sei man lebendig.“

Dies Gebot erläßt Goethe aus eigener Erfahrung, denn was ihn nordisch pedantisch beeinflußte, spekulierte und spintisierte gern. Erst Italien lehrte ihn deutlich und erlösend die Kostbarkeit des Lebens.

Es ist gar nicht leicht oder selbstverständlich lebendig zu sein, es ist eine große Kunst, ein Verdienst, eine Tat und in den Augen der Gottheit mutmaßlich eine willkommene Übung der Andacht. Stets mußten Kinder singen und Blumen streuen, um der Gottheit zu dienen, denn sie sind das ursprüngliche, am wärmsten Lebendige und somit genehm in unschuldigem Tempeldienst.

Zu Jesu Zeiten waren die Ufer des Sees Tiberias, wo der Herr am liebsten mit seinen Jüngern wanderte, nach zeitgenössischer Beschreibung unendlich heiter, voller Blumenfelder und zahmer Tiere. Sorglos konnte man sich in solchen Gefilden dem Göttlichen hingeben, vorbildlich das Lebendigsein zusammen mit allem Lebendigen als bescheidenes und doch reiches Entzücken genießen und empfehlen.

Je lebendiger wir sind, desto lebendiger ist uns alles, desto geschwisterlicher, innig verwandt und

traut. Je gestorbener wir sind durch hochmütige Absonderung einseitiger Geistigkeit, desto fremder, unbegreiflicher, gleichgültiger oder feindlicher werden die Dinge.

Die Tiere, die das Kind, den Buddha, den Heiligen so verwandtschaftlich umspielten, geraten dann unendlich fern, alle lebendigen Wunder der Umgebung sind bedeutungslos, gleichsam dahingeschieden, weil abgeschnitten von unserem tieferen Erleben. Verloren und Vergessen ist das Miteinbegreifen alles Natürlichen, des rauschenden Wassers, des knisternden Feuers, der wärmenden Sonne in die eigene Lebendigkeit.

Der heilige Franziskus hatte sogar versucht, den allmächtig wandelnden Tod in den Lebensreigen zu locken, weil Dinge durch ihn werden und nicht nur vergehen.

So dichteten die Ewiclebenden der Geschichte und sehnten sich, alles mit einzubeziehen in den Reichtum der vollerwachten Seele, alles kostbar und dadurch unsere Kostbarkeit recht fühlbar zu machen, das eigene Erlebnis mit dem Erdenerlebnis zu weiten, brüderlich, schwesterlich mitzuempfinden, in die Arme zu schließen, ans Herz zu drücken. Es war ein seliges Erobern, froh und voll edlen Stolzes — nicht ein künstlich kaltes, neugierig unkeusches Sichentäußern, um in Fremdes überzugehen.

Ein Sterben, wie man in der Liebe vor Wonne zu sterben meint, war jenes äußerste Lebendigsein der großen Mystiker — nicht ein dumpf trostloses Vergehen, eine kühl ausgedachte Übertragung, der lebender Zusammenhang fehlt. Bei der Verach-

tung des Selbst geben wir uns auf und tragen nichts heim. Wir haben nichts Wirkliches abgeliefert und gewinnen nichts Wirkliches, denn das Leben freut sich nur am Leben. Es freut sich an einer Arbeit, die brüderlich geschieht und kindlich lebendigen Sinnes, aufmerksam und bewundernd dem älteren Bruder gegenüber ist, dem Jüngeren gern hilfreich zu Diensten steht. Es freut sich an einer Muße, die sich aufrichtig und lachend Zeit nimmt, auf deren Spielplatz man sich stolz tummelt, weil Spiel das Lebendigste der stolz Lebendigen ist.

Man hört jetzt nicht nur oft von alten müden, sondern von jungen frischen Lippen: es muß doch schön sein, tot zu sein. Wie anders dachten und sprachen die Griechen, die Menschen der Renaissance, die zu höchst gediehenen Erdbewohner. Wie pochten sie auf die Kostbarkeit des Lebens, des eigenen, des möglichst eigenen Lebens! Und doch ist uns gerade aus ihren Zeiten so viel Mut dem Tode gegenüber bekannt, ein freies und kühnes Hingeben des Lebens, wo es not tat.

Schön und groß ist, ein Leben freiwillig zu schenken, aber nicht schön noch groß, es abzuschütteln oder eine Flucht in die Allgemeinheit zu versuchen, denn Allgemeinheit ist oft nur eine poetische Umschreibung von allgemeiner Gemeinheit.

Erhaben ist ein Opfer im Bewußtsein des eigenen, unersetzlichen Wertes, nicht erhaben, oft nur Mattigkeit der Seele oder Feigheit ist es, sich opfern zu lassen, weil es so Brauch ist und man lieber sterben als selbständig denken oder handeln will — ein

Bejahren der Persönlichkeit

Frevel an der Kostbarkeit eigenen und auch fremden Lebens, denn das Beispiel eines Hammels aus der Herde zieht die anderen Schafe mit, sinnlos in den Abgrund hinunter.

Feigheit, Nachahmungssucht, Herdentrieb und der Instinkt des Fliehens oder sich Verkriechens durch Anpassung und natürlichen Selbstschutz („Mimicry“) heißt die Losung der Allgemeinheit. Mimicry, jenes in der Natur — vor allem bei Pflanzen und Insekten übliche Schutzmittel — ist auch in der Menschenwelt gebräuchlich. Selbst giftige und greuliche Dinge werden geöff't, um unbeachtet zu bleiben oder gefährlich zu erscheinen.

Harmlose Pflanzen nehmen Farben an, als ob sie giftig seien, Tiere sehen nach Schlamm, nach Stein, nach abgefallenen Blättern aus, um unbeachtet in der Umwelt zu verschwinden. Allein schönere und edlere Tiere verschmähen dieses Schutzmittel, sie sind auffallend und bunt, wenigstens zur Liebeszeit, sie lassen es sich nicht nehmen, prächtig und eigentümlich zu sein, sie fallen auf, sie leuchten sogar. Vornehm zeichnen sie sich aus durch abstechendes Wesen, das ihre Persönlichkeit bejaht, weil sie sich bewußt kenntlich macht, trotz augenscheinlicher Gefahr.

Sich verschlüpfen, sich in andere verkriechen, heißt nicht sich geben, sondern sich wegwerfen.

Kostbares Leben ist kostbarer Tod.

Mit fürchterlichem Instinkt verstanden es die einstigen Anhänger des Menschenopfers, indem sie die Erstgeborenen verlangten, blühende Jünglinge und Jungfrauen zur Sühne der erzürnten Gottheit.

Jephtas Tochter und Iphigenie sind so kostbare Opfer, weil sie des Wertes ihrer kaum entfalteten Blüte bewußt, rührend um dieselbe trauerten.

Ewig symbolische, uralte Märchen!

Kain war der erste, der die Kostbarkeit brüderlichen Lebens mit seiner Tat verneinte. So weit er floh und so gut er sich zu verkriechen wähnte, Gott fand ihn doch. Er wurde zu leben verurteilt, weil das schlimmste nicht jener äußere, fast zufällige Totschlag ist, sondern der innere, den Kain am eigenen besseren Selbst vollzogen, indem er seine Seele durch Dulden der Mißgunst ausreifen ließ zum Dulden des Mordes. Er muß leben und Kinder zeugen, er, der ein Mal auf der Stirn trägt.

Möchte allen, die an der Kostbarkeit brüderlichen Lebens gefrevelt, das Kainszeichen angeheftet sein, und die eigenen Kinder sie schaudernd fragen: Was trägst du an der Stirn? Solche Frage unschuldigen Mundes müßte ihr Verstocktsein erreichen, die Rechthaberei, die selbst Gott noch eine rechthaberische Antwort gibt, zum Schweigen bringen.

Denn unzweifelhaft böse und frevelhaft ist, was wir vor der Reinheit eines Kindes nicht rechtfertigen und was wir ihm nicht erklären können ohne Ausflucht und heimliche Scham.

Unsere Kinder, das Kostbarste unseres Lebens, mahnen ewig an des Lebens Kostbarkeit.

An das Kind

Du bist der Frühling. Deinen jungen Blicken
Zeigt sich die Erde frei von Häßlichkeit.

Wie leis im Lufthauch Blumenkelche nicken
Und Sonnentage sehnen für die Zeit
Der Blüte, also Sonnentage schicken
Sich für das Kind in steter Heiterkeit.

Wir müssen ihm den Lebensteppich sticken
Mit goldnen Fäden ohne Schmerz und Streit.

Die Jahre bringen aufgehäuft die Plagen,
Die Kinderseele sei, wenn sie erwacht,
Erstaunt sich faßt zu abertausend Fragen,
Nicht streng und schwer in steife Form gebracht.
Geheimnisvolles Singen strömt und Sagen
In ihr noch aus des Nichtseins Sternennacht.

DRITTER ABSCHNITT

Das Geheimnis des Kindes

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wurde von liebevollen Erziehern das Geheimnisvolle im Kind entdeckt und der Versuch gemacht, durch bewußt arbeitende Einzelausbildung diesem holden Wunder Ehrfurcht zu erweisen.

Noch zu Anfang des jetzigen verhängnisvollen Jahrhunderts erzählte eine edle Idealistin, Ellen Key, fromm und menschengläubig von einem Jahrhundert des Kindes und deutete den mystischen Wert seines Geheimnisses.

Rohe Materialisten waren indes am Werk, auch dieses Heiligtum zu entweihen.

Solche Allesbesserwisser und Gleichmacher haben kein anderes Ideal als eine allgemeine drillhafte Kaserne und im höchsten Fall eine Karlsschule, in der aber kein schrullenhaft wohlmeinender Fürst auftritt und in der keine Franziska von Hohenheim artige Rokokoschnörkel von Poesie in den Alltag bringt. Erbarmungslos prosaische Allerweltsschulen wollen sie, aus denen es kein Entrinnen gibt, in der ein Schiller sterben müßte.

Nichts kann frevelhafter und mörderischer sein am wichtigsten Gut des Volkes, an der Möglichkeit, Persönlichkeiten zu entwickeln, als barbarische Gleichmacherei.

Nichts ist wertvoller als Einzelerziehung, die sich in ein harmonisches Bild des Ganzen fügt und von Ehrfurcht geleitet ist. „Spiele, lieblicher Knabe, noch ist Arkadien um dich!“ Der Dichter, selbst ewig ein Kind, ist am besten in das Geheimnis des Kindes eingeweiht und gönnt ihm den arkadischen Frühling, der die Seele fürs Leben beflügelt. Denn das goldene Zeitalter, das bald weit hinter uns zu liegen scheint und bald in fernster Zukunft verschleiert schimmert, lebt unter uns, vorgebildet und immer wieder blühend in der Kinderwelt, wissen wir sie mit gebührender Ehrfurcht zu behandeln.

Ohne Ehrfurcht, mit pedantischem Unverstand, mit unvernünftiger Leidenschaft, mit schlechter Laune oder mit unserem Zank und Neid beleidigen wir die kleinen Geschöpfe, zerpflücken die Kränze Arkadiens und verlöschen seine goldenen Bilder.

Chemisch können wir die Träne analysieren, aber niemals ergründen, was eine Kinderträne bedeutet und niemals wissen, wie schwer sie wiegen mag auf der Wagschale unserer Vergehen gegen die Kostbarkeit des Lebens.

Welche Lehre kommt auf gegen das mächtige Geheimnis, das sich im Entfalten von Körperchen, Geist und Gemüt des Kindes regt? Was wissen wir vom Knospen der Gefühle und Wertungen, von der Sehnsucht nach Rhythmus, die ersten Tanzschritt mystisch beschwingt, von dem ersten bewußten Aufreihen der Vorstellungsbilder — aufgereiht wie bunte Perlchen, die Staunen und Vergnügen machen, vom ersten Greifen der Kinder-

Familientypen

seele nach Gerechtigkeit und Göttlichkeit, deren Ahnungen dem Wunder des gesprochenen Wortes vielleicht noch voraus schweben?

Wie ohnmächtig ist die vorbestimmte Form, der Befehl, die Gewalt?!

Nichts kann die langsame, demütige Arbeit erfahrener Mütterlichkeit ersetzen oder überragen.

Ein beliebtes, naives Fragespiel will wissen, wem das Kind ähnlich sieht. In Wirklichkeit vielleicht irgend einem vergessenen Ahnen, dessen Eigenschaften sich im jüngsten Sprößling des Hauses wiederfinden und seltsam verbinden mit den neu hinzugekommenen Charakterzügen des Geschlechts.

Solche Züge blieben gleichmäßiger und ausgeprägter in seßhaften Zeiten. Starker Familientypus erhielt sich am auffallendsten bei Bauern, Gelehrtenfamilien, Patriziern und dem Adel, der lange auf seiner Scholle saß.

Heute, da die Menschen freiwandernd oder umhergeworfen, ihrem Sinneswollen gemäß schnell zusammen- und oft auch schnell wieder auseinanderlaufen, bereiten sie damit ihren Kindern ein widerspruchsvolles Wesen und widerspruchsvolles, seelisch unsicheres, flügelahmes Dasein vor.

Ihrer Verantwortung scheinen sie kaum bewußt.

Immer seltener schützt freundliche Gewohnheit das Kinderdasein als eine selbstverständliche Welt, in welche die Kleinen hineinwachsen, wie es die Altvordern getan.

Fragender als je sind die Kinderblicke, zarter und empfindlicher als je die Kinderseelchen und

Des Kindes mystischer Beruf

rauer als je greift die Umwelt ein, weil sie so viel schwerer zu begreifen ist, da Überlieferung locker und lose, blaß und bröckelnd geworden.

Meist haben wir unseren Kindern viel abzubitten von Anfang an, vieles behutsam gut oder wett zu machen, was ihr kleines Leben belastet. Denn in wenig Fällen ist die Ehe wie einst bewußt auf Kindersegen eingestellt und vorbereitet, diesem Gedanken opfervoll untertan.

Oft müssen die Kinder erst die Eltern erziehen, ihrer würdig zu sein.

Dazu haben sie einen mystischen Beruf.

Warum beglücken Kinder?

Weil sie bessern. Weil sie verengte Herzen weiten, vereiste Seelen auftauen.

Dies tut wohl, denn es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß alle Enge und Kälte unglücklich macht, ein weites, warmes Herz sanft beseligt. Freilich müssen wir uns diesem beseligenden Einfluß hingeben, uns von den Kindern meistern lassen, statt sie pedantisch meistern zu wollen. In dem von Christus ausgesprochenen Sinn sind sie unser Vorbild, unsere besten Meister.

Welche Kühnheit, ein Kind mitten hineinzustellen unter die geistig hochmütigen, haarscharf disputierenden und rechnenden Juden und deren scharfsinnigem Gedankenstreit das Wort entgegenzuhalten: „So ihr nicht werdet wie die Kinder — —“

In der Tat,

„was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Kinder öffnen die Augen für das Tatsächliche

Feststimmung

und einzig Wertvolle. Ihre unschuldige Freude am Schönen führt die Verirrten zurück, die das Schöne vergessen und verloren haben. Man sollte sich schämen, vor ihnen häßlich zu sein oder irgend Häßliches zu dulden.

Sie sind das Festliche in der Natur wie Blumen und Schmetterlinge.

Zu ihrem Geheimnis gehört das Unbegreifliche der Feststimmung. ¶

Doch gerade, weil sie Teil haben am Wesen des Schönen und Festlichen, sind sie voll Mitgefühl für alles, was davon absteht, und es drängt sie, den Bemitleidenswerten sich anzuschließen. Selbst hilfsbedürftig fühlen sie sich hingezogen zu den Hilfsbedürftigen, sie lieben den Siechen und Wunden, den Fremden, Traurigen und Verbannten. Für das Kind ist der Fremde besonders interessant und erfährt dessen Sympathie.

Vielleicht fühlen sich Kinder selbst zuweilen fremd, verirrte Engelchen unter Wesen, die zu grob sind für ihre Zartheit an Leib und Seele und haben Augenblicke, in denen sie wissen, wie Fremdsein tut.

Die Kinderwelt ist notwendig weltbürgerlich.

In allen Sprachen und Zonen ist das erste Wort „Mama“ und die ersten Gesten sind dieselben auf und ab auf der ganzen Erde.

Erstes Leid und erste Freude waren von jeher allgemein gleich, ohne Unterschied von Volk zu Volk und von Stand zu Stand. Auf der ganzen bewohnten Welt und von einem Jahrhundert zum andern ist dasselbe Spielzeug von tieferster Bedeutung.

Das erlösende Geheimnis

Große Engel haben in der Legende oft harte Worte, wie die Erwachsenen unter uns, allein die Kleinsten der himmlischen Sippe, die Engelsknaben, drücken das erlösende Geheimnis aus, die ewig erneute Botschaft unschuldigen Glücks, wenn sie dem Jesuskind zu Ehren „Friede auf Erden“ singen.

An die Ewigkeit

Nicht werden kennst du, nichts ist dir verflossen,
Zu deinen Füßen ruht die Gegenwart
Allein für sich und ohne die Genossen,
Denn was verschwand und was auf künftger Fahrt,
Vor deinem Blick in Eines ist gegossen.
Was zögernd vor sich noch der Mensch gewahrt,
Siehst du vollendet stetem Sein entsprossen,
In e i n e Zeit der Zeiten Lauf geschart.

Du ruhst in dir in allen deinen Teilen,
Bist ohne Raum zu sein der Dinge Raum,
Bewegungslos weißt du im Rund zu weilen,
Bist ohne Anfang, Mitte, ohne Saum,
So ist, was wird. Nichts kann vorübereilen.
Erfasse tief, was du gefühlt als Traum.

VIERTER ABSCHNITT

Absolute Zeit

Zeit und Raum sind die beiden Schleierenden der Maja — der Erscheinungswelt — sagt indische Weisheit.

Die Welt der Erscheinungen, der Scheinbarkeit, auf die wir Sterbliche angewiesen sind, und in deren Rahmen wir mit eigensinniger Sehnsucht nach „absolutem“ Vorhandensein streben, spielt mit diesen beiden Begriffen wie eine Göttin mit den ewig wechselnden Falten ihres Zauberschleiers.

Jüngst ist dieses, längst von Dichtern auf ihre Art beschriebene und umschriebene tragische Weltgesetz mathematisch ergründet und festgestellt worden.

Vorgeahnt wurde die Relativitätstheorie von Kant, als er kündete: Zeit und Raum seien Funktionen der Seele. Verständlicher könnten wir sagen: des beseelten Verstandes.

Am besten faßt es der Laie, dem die eigentümlichen Verzückungen großer mathematischer Schlußfolgerungen unbekannt bleiben, an der Hand seiner Dichter.

Stets haben Dichter behauptet, das Wesen des Himmels sei Musik und Musik ist ja höchste Mathematik, reine Freude an mystischem Rätselspiel,

Ewigkeit und relative Zeit

das unerschöpflich bleibt und niemals Langeweile aufkommen läßt, ein Auf- und Ab-wogen, Ineinander-greifen stolz rhythmischer Lösungen der gewagtesten Gleichungen.

Der Dichter spricht: „Hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke.“ Er spricht ferner:

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale.

Schon im 16. Jahrhundert wagte der französische Dichter Ronsard die Ewigkeit so zu besingen, als wäre er ein Schüler der jüngsten Offenbarung heutiger Erkenntnis. Eingeweiht in den Neuplatonismus verfaßte er eine Ode an die Ewigkeit, die er als „relative Zeit“ beschrieb.

Und doch war es in den Tagen Ronsards noch kaum glaubhaft, ja vielen eine possierlich närrische, wenn nicht ketzerische, abscheuliche Annahme, daß die Erde rund sei und Gegenfüßler uns kerzengerad entgegen den Boden berühren.

Der Gedanke, daß die Zeit, auf die wir uns absolut verlassen zu können glaubten, niemals absolut ist, sondern relativ, wirkt ebenso erstaunlich für das Gemüt, ebenso erschreckend unheimlich.

Nach den einst ehrwürdigen Gesetzen des Ptolemäus war die Erde eben und enthüllte sich plötzlich als rund, nach den Gesetzen alter Mechanik war der Weltraum eben, nun erweist er sich als krumm und alle Weltkörper suchen sich auf geradestem Wege den Krümmungen des Weltalls anzuschmiegen — wie Majas Zauberschleier den Wellenlinien ihres göttlichen Leibes.

Der Sensenmann

Trotz der neuen Feststellung werden wir wohl nie anders können, als uns die Zeit konventionell vom menschlichen Standpunkt aus vorzustellen.

Seiner göttlichen Herkunft ist sich das verlassene Findelkind, der Mensch, bewußt. Um mit den Rätseln, die ihn umgeben, einigermaßen fertig zu werden, vergottet er die Welt, um sie zu vermenschlichen und vermenschlicht die Welt, um sie zu vergotten.

Bald sieht er die Zeit als erbarmungslosen Kronos, einen alten Sensenmann, der seine eigenen Kinder verspeist. Bis zum Grotesken ist die Vision geführt, wenn ein Wilhelm Busch die Zeit zeichnet, wie sie den zappelnden Philister an der Hand hält und mit sich schleift, große Schritte beschreibend:

Eins, zwei, drei — im Sauseschritt
Eilt die Zeit, wir eilen mit.

Wohl erfaßt der Humorist, daß Kronos selbst seine erbärmlichst prosaischen Geschöpfe schließlich einer Majestät zuführt, indem er sie in den Tod geleitet.

Über die grausame Vergänglichkeit, die von der Zeit über alles Schöne und Lebendige verhängt ist, brütet mit gesenkten Augen Dürers Melancholie, die Sanduhr ihr zu Häupten, neben ihr — ebenso sinnend und traurig — der Knabe Eros, über dem eine Wagschale hängt. Er sitzt auf einem Mühlstein, wohl eine Allegorie darauf, daß schließlich alles von der Zeit zermalmt wird, auch Herzensregungen, die sich unverwüstlich dünken.

Doch leichter, tändelnder haben viele Künstler und Dichter die Zeit erfaßt. Wir teilten sie in Klein-

Das Maß der Zeit

teile, um sie menschlich verständlicher zu machen. Nach der griechischen Sage offenbarte Prometheus als erster dieses Werten und Messen. Jahre und Jahreszeiten lehrte er wahrzunehmen, und gab sie uns dadurch zu eigen. Monde, Wochen, Tage bildeten sich im Sinne des Menschen und endlich umtanzten die Horen die Sterblichen, die freundlichen Stunden.

Je kleiner die Zeiteile wurden, desto besser schien sich der Mensch ihrer bemächtigen zu können und sie nützlich, am Ende sogar untertänig zu machen.

Je feiner teilbar und unterschiedlich Raum und Zeit sich dem Begriffsvermögen darstellt, desto heimischer und endlich herrischer fühlte sich der Mensch in seinem Reiche der Scheinbarkeit.

Wir vermaßen uns, die Zeit zu messen — denn was meßbar ist, existiert, lehrt die Wissenschaft — wir sagten, sie ist, sie ist absolut, sie ist mein, indes wir ihre Geschöpfe sind, von ihr zum Leben und zum Sterben verurteilt.

Ich kann Zeit sparen, ich kann Zeit gewinnen, ich kann Zeit totschiagen, behaupteten wir, indes sie uns totschlug.

Wir machten es uns gemütlich mit der furchtbaren Zeit, der Kerkermeisterin und Schergin, die uns alle zum Tod, die meisten zu allerlei Folter verurteilt. Heldenhaft benahmen wir uns als ihre Gefangenen, indem wir sie von unserem menschlichen Standpunkt aus zum gefälligen Mythos machten. Immer behaglicher, fest geordneter, uns zu Willen, schien die Zeit zu werden, so tatsächlich,

so greifbar, daß wir sagten: Zeit ist Geld und sie in die Westentasche zu stecken meinten.

Vom Tisch des Gelehrten verschwand die feierliche Sanduhr, wir trugen die Zeit in der Tasche mit uns herum oder am Armgelenk, gläubig der Uhr.

Soll uns dieser Glaube genommen werden?

Schopenhauer deutet gut die Schwachheit, die der absoluten Zeitvorstellung dringend bedarf, um irgend etwas zu verstehen, zu werten, um nicht an sich selbst zu zweifeln.

Er sagt: „Wir erstaunen über die Entwicklung von Knospe, Blüte und Frucht. Könnte man die Zeit wegnehmen wie das Glas vom Kaleidoskop, so würde die Idee der Pflanze vor uns stehen, welche Einheit von Blume, Knospe und Frucht ist. Diese können wir nicht anschauen, sondern nur sukzessiv betrachten. Unserem Intellekt wird in der Form der Zeit auseinander gelegt, was an sich Eines ist.“

Die Pflanze muß Frucht werden, weil sie Frucht ist. Da jedes ihrer Formenstadien in dem Vorhergehenden enthalten ist, so ist sie eigentlich gleichzeitig alle.

Ähnlich ließe sich das Wesen der Musik erörtern.

Sie ist n i c h t s als Form und Farbe der Z e i t, die in ihr knospt, blüht, Früchte trägt, durch das Nacheinander unseren Sinnen kenntlich, von Maja verkörpert, wenn auch auf körperlose Art.

Um nicht von Schwindel erfaßt wie Ikarus ins All zu stürzen, brauchen wir die unserem Hirn gemäße Vorstellung der absoluten Zeit.

Sie ist derjenige Besitz, der von allen scheinbaren Dingen am wirklichsten unser scheint, ein Besitz,

Wir und die Zeit

der vorbildlich jedem anderen Pflicht und Verantwortung auferlegt, denn was wir mit der Zeit anfangen, das sind wir.

Ist es Zeit? Wie fürchterlich kann dies Wort sein und wie schön!

Mit welchem süßem Schauer fragen selige Brautleute: ist es Zeit?

Ihrer ist die absolute Zeit, wenn irgend etwas in der Welt fest und zweifellos ist, das Grün junger Liebe, die Kostbarkeit ihrer Stunden, die in Wahrheit gleich neckisch anmutvollen Horen das Leben umspielen.

Und doch! Die schönste Zeit ist ein Aufheben der Zeit — dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Die Zeit ist das Leben und will leben auch uns zum Trotz; der Kampf des Lebens, das sich in irgend ein Geschöpf gesetzt hat, ist sie gegen das Sterben-wollen oder endlich -müssen, sie ist Ursache allen Schmerzes wie aller Unvernunft.

Die große siegreiche Unvernunft der verliebten Liebe ist nichts anderes.

Die Zeit ist aber auch der Tod oder vielmehr die Verwandlung, die Tod scheint. So zehrt Kronos die eigenen Kinder nach griechischer Sage.

Kein Sterblicher weiß, wie weit eigenes Wesen reicht in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Scheinbar unendlich, doch zeitbegrenzt, ist dies Wesen.

Das Verhältnis zwischen Raum, Zeit und Ich bleibt vollkommen unergründet.

Eintagsgeschöpf ist der Mensch, doch Geschöpf der Unendlichkeit, sie pulsiert in jedem Leben.

Die große Kunst verstand, daß es nur Konvention sei, Menschen zu konturieren. Zuweilen tat sie es bewußt, um sie zu benützen wie Teppichmuster im Teppich der Zeit.

Ein Rembrand löste die Kontur auf und behandelte seine Menschen als Lichtquellen. Wie Rembrandts Gestalten Lichtquellen sind, so sind die Menschen auch Zeitquellen, obwohl von der Zeit gemeistert.

Sie geben der Zeit ein Gesicht, wie Majas Schleier sich bedeutungsvoll rafft nach der Beschaffenheit ihres Leibes.

Freilich ist es antropomorph, von einer großen Zeit zu sprechen, als könne die Zeit groß oder klein sein, oder von einer guten alten oder einer mächtigen neuen Zeit.

Wir brauchen die absolute Zeit als Konvention, wir sollen aber ihrer Relativität bewußt bleiben, um sie nicht zum Götzen zu erheben.

Es ist falsch, der Zeit zu dienen, dem Zeitgeist zu schmeicheln, von seinem Nachrichtendienst, der Zeitung, geistig abzuhängen, den Wahn zufälliger Zeitgenossen und Geistesmoden bedingungslos mitzumachen. Genossen unseres besten Strebens leben in allen Jahrhunderten wie in allen Zonen und Völkern. „Um wieviel mehr einer die Zeit vergißt, um so mehr unsterblich ist er.“ (Vischer.) Jeder Mensch, der sich in der Welt des in sich Wertvollen erhebt, ist in jeder Minute, in der es geschieht, unsterblich mitten in der Zeit.

Sittliche Ordnung hebt sich über die Zeit aus der Zeit. Es ist gleichgültig, daß sie in der Zeit entstand und man kann davon absehen.

Ewige Beziehungsgesetze

Wenn es auch oft so aussieht, als geschehe nichts zu rechter Zeit, es geschieht zu Gottes Zeit und „Gotteszeit ist die allerbeste Zeit“ (Apostelgeschichte).

So mündet in mystischer Betrachtung, was wir absolut zu nennen belieben, in die ewigen Beziehungsgesetze, die den kleinen, endlichen Menschen mit der Unendlichkeit verbinden.

Der Stein vom Grab

Nur den Betrachtenden lehrt das Gewissen,
Wer handelt, streift die schwere Fessel ab.
Von der Begeisterung mit fortgerissen,
Daß in den Händen grünt der dürre Stab,
Ergreif die Welt! Denn Tatendrang beflissen
Wälzt deine Kraft den Stein der Zeit vom Grab,
Der Flügel Freiheit wirst du nicht mehr missen,
Beschwingt durch Dichten, das die Seele gab.

Ist's Wahrheit? Hat die Liebe dich betrogen?
Das Grübeln, Freund, bringt selten dir Gewinn.
Wenn in den Traum der Dichter weit geflogen,
Hält er die Wirklichkeit in seinem Sinn,
Das Jetzt hat er ins Ewige gezogen
Und gibt dem Jetzt die Ewigkeiten hin.

FÜNFTER ABSCHNITT

Im Zeichen des Ewigen

Vielleicht ist es die notwendigste und nützlichste mystische Übung betrachten zu lernen und vor allem unsere eigene Geschichte, die äußeren Geschehnisse, die Dinge des Wissens oder vermeintlichen Wissens unter dem Zeichen des Ewigen zu betrachten.

Große Fehlerquellen der Wissenschaft stammen von ihrem Tageswissen und dessen aufgeblasener Eitelkeit. Sie muß fortwährend umlernen. Wie oft ist sie beschämt worden, wie bald erscheint die Zuversicht einstiger Magister den Knaben des neuen Geschlechts als Aberwitz und doch würden vielleicht unsere stolzesten Errungenschaften den Bewohnern der versunkenen Atlantis ein kindlicher Anfang der Erkenntnis dünken.

Nur einige Jahrtausende bewußten Lebens gönnten wir dem Menschentum. Fund über Fund belehrt, daß wir seiner Geschichte immer neue Jahrtausende nach rückwärts einräumen müssen und die Ferne der Zeiten vertieft sich stets.

Ein Schlagwort gab uns den Affen zum nahen Ahnherrn. Gräber öffnen sich und zeigen als Ahnherrn Menschen, deren Schädelbau von göttlicher Erhabenheit war, dem unseren unendlich über-

Der eingeschrumpfte Horizont

legen, wie ihre Körpergröße die unsere weit überragte.

Irrtum, Fehler und Mißgriff, Frevel und Lächerlichkeit, unser Kleinliches und allzu Menschliches rührt her von eingeschrumpftem Horizont, von Mangel an Weitblick und daher Weitgefühl. Schnell, unheimlich schnell schrumpft alles um uns ein, riegelt sich zu, läßt schwere Vorhänge fallen.

Auch seelisch wird die vielgebrauchte Luft dumpf im engen Heim.

Wir sehen nur noch Sippschaft oder Partei.

Der Stammtisch ragt mit unverdienter Majestät, der Gemeinplatz stolziert im geborgten Pomp des Weisheitsspruches. Immer näher, erstickender rücken Mauern und Wände, nirgends öffnet sich ein Ausblick, kein frischer Luftzug weht. Wir würden uns auch vor ihm fürchten.

Zum Dichteramt gehört, an der also gewonnenen falschen Behaglichkeit und Selbstgerechtigkeit des Philisters zu rütteln, die schweren Vorhänge auseinanderzuziehen, das Fenster aufzureißen, die fest verschlossenen Türen zu sprengen.

Es gehört dazu, daß der Dichter stets seiner Priesterschaft eingedenk und bereit sei, an die Tafel der Ewigen gerufen, für jeden Laut einzustehen, den er seiner Leier entlockte. Tückische Schlingen halten auf dem Weg die falschen Propheten und Dichter, deren Träume aus den Pforten kranken, unreinen Traums kommen und weit hinaus nur besudelnd wirken. Das Zeichen, an dem sie kenntlich sind, ist häßliche Aufgeblasenheit und kriechende Zeitdienerei. Der wahre Dichter ist

nicht untertänig dem Tag und der Meinung des Tages, er schreitet darüber hinweg, ob ihn Tag und Stunde preisen oder lästern. Er hat gar nicht Zeit, darauf zu hören und sein Selbst wohlgefällig zu spiegeln, denn er hat so vielen zu dienen, muß behutsam der Trauernden Schwelle betreten, sich leise ans Krankenlager setzen, Verlassene besuchen, den Liebenden beistehen in Glück und Schmerz, den Einsamen in die Arme schließen, edler Gemeinsamkeit Rhythmus sein, den ungerecht Mächtigen allerorts und allezeit Verachtung künden und den Unterdrückten Gerechtigkeit erweisen, unbekümmert um Stunde, Tag und Jahr, auf die Ewigkeit blickend.

Es ist die mystische Größe des wahren Dichters, daß ihn seine Phantasie treibt, die Dinge unter dem Zeichen des Ewigen zu betrachten und andere zu solcher Betrachtung anzuregen. Er kann nicht anders, als große Querschnitte zu geben, verborgene Zusammenhänge aufzurollen und zeitlich oder räumlich weit auseinander liegende Dinge überraschend zu verbinden.

Wie sein Meister Eros paart er das Unwahrscheinlichste, und ruft zum Reigen der Freundschaft und Liebe, unbekümmert um Zeit, Raum und die zackigsten Hindernisse.

Sein Amt ist Weitblick zu eröffnen, Weitgefühl zu wecken, und dadurch edles Mitgefühl, Reichtum an Mitleid und Mitfreude den verarmten Herzen zu schenken. Gleichsam besessen von dem Glauben, für die Ewigkeit von der Ewigkeit erkoren zu sein, wird er ihr Sprecher, ihr Herold und ihr Fahnen-träger, durch innere Gewalt gezwungen, kann er

Die Macht der Sprache

nicht anders als an das Ewige zu knüpfen und erkennt keine andere Gerichtsbarkeit an. Je inniger dieser Glaube, desto echter sein Dichterruhm, desto geheimnisvoller und unerschöpflicher von Ewigkeitswerten umspinnen.

Gebietet er nicht über die Mystik der Sprache?

Ist er es nicht, der sie mit Macht und Pracht beschwingt und von je der Seele Flügel zu fertigen verstand?

Gönnt ihm den Platz an der Göttertafel, gönnt ihm den berausenden Nektar! Wir sind alle geehrt, wenn er — unser Freund — der Götter Gastfreund geworden. In vornehmer Zwiesprache hebt sich die Sprache der Sterblichen zu ungeahnter Musik. Ein Griff in die Leier — wie strömen die fernsten Worte herbei und grüßen und verbinden sich und lächeln einander zu. Wie festlich muten sie an, wie hochmögend verwandelt, wie leicht und frei, jene Worte, die wir nur schwerfällig und alltäglich verwendeten. Im Zeichen des Ewigen sind sie lichtgebadet, die ansonsten im Dunkel tappenden Ausdrücke und Redensarten. Schön, aufrecht und stolz erheben sich die sonst armselig gebückten, als hätten sie niemals niedrige Arbeit gekannt, unsere dienstbeflissenen Worte.

Mit ihrer Verwandlung und Verklärung verwandelt und verklärt sich die Begriffswelt, mildert sich das Urteil, wird der Haß zum heiligen Zorn erlöst, begütigt sich der Groll zum verzeihenden Verstehen.

Wer dem Dichter ähnlich die mystische Übung treibt, die Dinge im Zeichen des Ewigen zu be-

Welches Du, welches Ich?

trachten, erwirbt majestätische Güte, die voll Kraft ist und nicht nur Steine des Anstoßes, sondern Felsblöcke des Ärgernisses hinwegräumen kann.

Was sind im Zeichen des Ewigen jene kränkenden Lautbildungen, die deinen oder meinen Lippen entflossen? Hast du sie, habe ich sie wirklich tönen lassen? Welches Du, welches Ich? — Sind es nicht dunkle, geheimnisvolle Gewalten, die einen gegen den anderen aufbringen, unbekannte Verhängnisse, Erblichkeiten und Kreuzungen verwickelten Geschicks? Böse Träume, die wir wider Willen geträumt, gegen die wir uns beim Gruß des Morgens stemmen mit wachem Bewußtsein?

Was heute unendlich wichtig erscheint, heute, zu dieser Stunde und in dieser Minute, wie schnell wird es schwinden und verdämmern, wie bald unkenntlich werden, und nichts als eine Wehmut wird sein, was im Jetzt leidenschaftlich aufflammt oder den Dolch gezückt hält. Schon über Nacht bekommt alles ein anderes Gesicht, morgen wieder ein anderes, im nächsten Jahr liegt es eingesargt. Eben kreuzten sich noch die Schwerter, da reichen sich Prinz und Prinzessin feierlich beringte Hände und der Brautkuß stillt den Grimm in feindlichen Ländern.

Nicht umsonst vergilben alte Papiere und verblassen die Buchstaben darin. Sie gehören zu den Toten, die von Toten bestattet werden sollen. Ihre Wahrheit ist längst nicht mehr wahr und ist vielleicht niemals wahr gewesen.

Alles zu Wirkliche ist falsch und muß sterben oder vielmehr wie eine Hülle abfallen, wie ein Ge-

Sage und inneres Erleben

spinst zerreißen, das nur dazu diene, zarten durchsichtigen Flügeln geschützte Entwicklung zu erlauben.

Beschwingt erhebt sich das wahre, das mystische Erlebnis des einzelnen und das mystische Erlebnis des Volkes aus seinem Puppenspielt.

Im Völkererlebnis heißt es Mythos, heißt es Sage.

Nur der Mythos hat Bestand, denn nur er enthält Wahrheit, soweit der Mensch Wahrheit begreifen und behalten kann, verklärte Wahrheit, göttliche Offenbarung, Antwort auf Dichterflehen und würdiges Gebet.

Inbrunst

Gebetes Wellen durch die Zeiten schwingen,
Den Raum erfüllend in Unendlichkeit,
Ihr Wesen ist, das Weltall zu durchdringen,
Vom Sinnlichen dem Uebersinn geweiht.
Der Dichter hört von fern der Sphären Klingen,
Wo Stern zu Stern in Melodie gereiht,
Ihn führt die Inbrunst von den bleichen Dingen
In farbig tönende Vollkommenheit.

Was heißer Wunsch beschwörend ausgesendet,
Die Seele machtvoll in den Himmel hebt,
Sei's Huldigung der Gottheit Weihgespendet,
Sei's Sehnsucht, die bis zum Erhabnen strebt,
Die Inbrunst ist's, die nicht im Körper endet,
Den Gott sich schaffend, weil sie göttlich lebt.

SECHSTER ABSCHNITT

Vom Gebet

Was hat auf menschlichen Lippen das Gebet bedeutet seit Tausenden von Jahren?

Ein kindliches Habenwollen und leidenschaftliches Wünschen, ein Reuebeben — und ein selbstgerechtes Fluchen auf andere, ein Feilschen und Handeln, Versprechen und Zuschwören, ein unendliches Opfern, ein Rütteln an Kerkerstäben, ein kühner Fluchtversuch aus irdischem Verließ, ein Drachentöten, ein Auferwecken von Totgeglaubten.

Es gibt ein Gesundbeten und ein Totbeten. Noch heute kommt es in Dörfern vor, daß alte Weiber gedungen werden, um jemand dadurch aus dem Weg zu räumen, daß sie ihn totbeten sollen. Man nennt sie schauerlich die Totbeterinnen.

Von jeher hat das Gebet Fluch und Segen umfaßt.

Jeder betet anders, denn jeder faßt die Gottheit anders auf, zu welchem Dogma er sich bekennen mag, lau oder überzeugt.

Es gab ein „Beten mit den Beinen“, verzückte Tänze, wie jener Tanz, den David vor der Bundeslade aufführte und über den seine vornehme Gemahlin Michal spottete, weil er sich dadurch mit der Menge gemein mache. Die Bajadere tanzt

ihrem Gott, der antike Tempeldienst hielt rhythmische Bewegung für heilig und den Göttern gefällig. In den Kirchen Spaniens fanden fromme Tänze statt, wahrscheinlich vom Orient übernommen, wo begeisterte Geste stets als genehm der Gottheit galt.

Im Abendland verlor sich das Tanzen als Gebetsgeste und es blieben nur noch rhythmische Bewegungen der Arme und Hände übrig. Hocherhobene Arme, Händefalten und Hinsinken auf die Kniee sind letzte Erinnerungen an einstige Gebetstänze. Orientalen sinken nicht nur in die Kniee, sie schlagen mit der Stirne den Boden.

Das Küssen geweihter Gegenstände und Beschreiben eines Zeichens mit den Händen — zum Beispiel Segnen oder ein Kreuz Schlagen — gilt als zum Gebet gehörig, dasselbe zu ergänzen oder zu ersetzen.

Auch mechanisch werden Gebete abgeleiert, am naivsten auf der bekannten Gebetmühle gedreht. Man nahm Gebete auf Papierfetzen ein als Medizin, man schrieb Gebete als Strafe vor, man kaufte und verkaufte Gebete.

Ihre Worte wurden magische Formeln.

Man stickte sie auf Gewänder, trug sie als Amulett, die Pharisäer umhüllten Stirn und Hände mit Bändern, auf denen Gebetssprüche standen.

Es gibt keine Art der Veräußerlichung, der Seltbarkeit, des Mißbrauchs, der das Gebet nicht anheimgefallen wäre. Denn die Wirkung auf die Gottheit, die ihm zugeschrieben ist, die beschwörende, zwingende, überredende, die andere Beter über-

schreiende Wirkung sollte erjagt, erlistet, erkauft, ersessen, irgendwie erzwungen werden.

Ließ Gott sich ein auf solches Zwiegespräch mit seinem Geschöpf, so nahm man gerne an, es müsse ihm irgendwie menschlich beizukommen sein, der Anschluß sei künstlich zu erreichen.

Edler als das Bittgebet gestaltet sich von Anfang an das Dankgebet. Es gehört zu den freundlichsten Äußerungen des Menschen. Freudige Stimmung, das erreichte Behagen des Sattseins führte zum Dankgebet.

Sich glücklich zu fühlen ist für den Menschen etwas Fremdes, Überraschendes, Gottgeschenktes. Er liebt im Augenblick, da er glücklich ist, und empfindet fromm.

Darum wurde Trank und Speise geopfert. Dankbar beging man die Erntezeiten, das Tischgebet beugte die Häupter, Herr und Knecht dankten andächtig für die bevorstehende und beendete Mahlzeit, Fürst und Diener stimmten ein, wenn der Priester den Segen oder das „*deo gratias*“ sprach.

Ist nicht jede Mahlzeit, arm oder üppig, ein Wunder, wenn man bedenkt, was ihr Zustandekommen an Fleiß, Verstand und Himmelssegens erforderte?

Am heißesten wurde stets gebetet in Zeiten von Krieg und Not, und wohl am wenigsten gottgefällig. Schauerliche Gebete, die den Feind verfluchen und sich auf die besondere Fürsorge eines National- und Kriegsgotts berufen, dröhnen erhaben aber fürchterlich durch das Alte Testament. Seine Rachepsalmen sind immer wieder leidenschaftlich nachgestammelt

worden, auch von fremden Völkern, die mit jenen uralten Verwünschungen und Verheißungen nichts mehr zu tun hatten. Sie bezogen dieselben auf das eigene Schicksal, auf die eigene Leidenschaft, auf den eigenen religiösen oder nationalen Fanatismus und auf die eigene Not. Sie wollten von der eigenen Schuld nichts wissen und trugen ihrem Gott die fremde Schuld vor.

Mit dem Pathos höchster Willensstärke beteten die Juden. Moses betet so unausgesetzt während der Schlacht mit Anspannung aller Kräfte, wie es die orientalische Gebetsübung will, daß den erhaben fürchterlichen Greis zwei Jünglinge halten und stützen müssen. Etwa zur Zeit des Jeremias nahm das Gebet zu Jehovah edel innige Bedeutung an, als das hebräische Wort dafür „Siah“ den Inhalt von „Meditation“ bekam. Es heißt etwa so viel als sich mit Gott unterhalten, „leise zu seinen Ehren die Lippen rühren“ oder „von Unendlichem träumen“.

Ähnlichen Sinnes ist das tiefe indische Gebet. Chöre von Betenden und Flehenden in unabsehbaren Reihen übereinander sieht man in den Ruinen der indischen und chinesisch buddhistischen Tempelhöhlen und ihre Ekstase ist ähnlich und durchaus verwandt den ekstatischen Mienen, die europäische Kunst während des Glaubenszeitalters den Betenden verlieh.

Alle Religionen künden von auffallend erhörten Gebeten. Oft werden sie jedoch in anderem Sinn erhört, als wir dachten und meinen. So betete die fromme pilgernde Mutter in Griechenland, deren

zwei Söhne die Ermattete in den Tempel getragen, inbrünstig um würdigen Lohn, um höchstes Glück für die Söhne. Da ließ die Göttin beide tot vor ihrem Altar niedersinken, ein höheres Glück konnte sie ihnen nicht bieten. Denn in Jugendblüte zu sterben, war den Griechen ein Höchstes an göttlicher Gunst, indes die Juden möglichst langes Leben erbaten und jenen für gottgeliebt hielten, der das Patriarchenalter erreichte.

Wie verschieden sind die Gebete der Völker!

Ein Gebet überragt jedoch alle in seiner ergebenen, stolz gelassenen Einfachheit. Bewußt tritt es in gewaltigen Widerspruch gegen Bitten und Wünsche, wie sie zumeist emporsteigen. Es verachtet interessierte Gaben und Versprechen. Es wendet sich nicht mehr an einen Kriegs- oder Nationalgott, nicht an eine Gottheit, die auf einem bestimmten Berg oder in einem bestimmten Tempel wohnt und einem bestimmten Volk am liebsten zu willen ist. Dies Gebet wendet sich an einen Vater, der aller Vater ist und alle Berge, Tempel, Kultstätten überhöht.

Mag das gemeinsame Beten bei Wallfahrten und Festen berauschte Freudenzustände mit sich bringen, das stille Kämmerlein ist am geeignetsten für unschuldig echte Inbrunst.

Weil du allein bist, bete jedoch nicht für dich allein, sondern für alle! Das tägliche Brot, um das du flehst, schmeckt ja nicht, wenn du nicht das Zutrauen haben kannst, es sei den andern gleich dir zugemessen. Darum betest du ja bescheiden um Brot, nämlich um das, was not tut, statt — wie es dir am nächsten liegt — um Erfolg und Ehre,

Verzeihende Güte

um viel Besitz und beneidenswerte Schätze. Unsere Bittgebete mäßig und bescheiden zu halten, ist der Zweck des „Vater unser“. In stärkstem Gegensatz zu den üblichen Rache psalmen und Beschwörungen um Vergeltung erinnert es an die Vergebung unseren Schuldigern gegenüber wie an ein Selbstverständliches und auch wie an etwas, worauf wir am stolzesten pochen können der Gottheit gegenüber.

Verzeihende Güte ist etwas so himmlisch Geartetes, daß der Erdbewohner Flügel regt, wenn er sie übt, daß der Abstand zwischen ihm, dem demütigen Bittsteller und dem Weltenwahrer plötzlich gemildert, fast aufgehoben erscheint und er wagen kann, zu sprechen: Du wie ich, es ist unmöglich, daß du darin hinter mir zurückbleiben kannst oder willst.

Ist es nicht als wandle das Gebet die menschliche Gestalt, als wüchsen ihr Flügel, und verändere das Antlitz, als strahle es in übersinnlichem Schein?

Das Gebet verklärt, was der Mensch ist und was er zu schaffen vermag.

„Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen
Und sie steigt vom höchsten Weltenthron.“ *)

Sichtbar herabgestiegen können wir sie betrachten in den vornehmsten Strahlen der Kunst; sie ist zugleich Antwort auf unser Gebet und das Gebet selbst. Wenn unsere stolze Kunst zu höchst gestiegen ist, drückt sie dasselbe aus wie kindliches Händefalten.

Die höchsten und reinsten Menschen erhalten

*) Schiller.

Flügel des Gebets

gleichsam vor ihrem Entschweben einen Schlußauftrag mystischer Art.

Sie leisten ihr Bestes, sie erheben ihren Schwanengesang zu letztem und vollkommenstem Gebet. Mit Schwanenflug schwingt sich Platon empor, nachdem der goldklarste Honig von seinen Lippen geflossen und seine verzückten Jünger meinen, ihn im Abendrot dahinfliegen zu sehen. Sterbend findet Schiller Kraft, die Lippen seiner Marfa zu begeistertem Gebet zu bewegen:

Ich habe nichts als mein Gebet und Flehen,
Das schöpf ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send ich's in des Himmels Höhen,
Wie eine Heerschar send ich's dir entgegen!

Mozart erhält vor dem Tod letzten Auftrag von geheimnisvollem Boten. Das „Requiem“ wird bestellt — und — für seinen eigenen Tod schreibt er das erhabenste Gebet der Ruhe und Trauer. Ist es nicht, als gewinne die Seele des Meisters herrliche Flügel und als schwebe er, begleitet vom Rauschen seines „Requiem“ mit seinem letzten Lied im Schwanenflug von dannen?

In ihrem erhabensten Wesen sind Musik und Dichtung, Bau und Bild nichts anderes als eitel Gebet.

Sie machen erst das Gebet zum Gebet: zum würdigen Gedankenaustausch zwischen dem Schöpfer und dem ihm nacheifernden schöpferischen Geschöpf.

Gereift zum Bewußtsein, was schön ist, bringen wir der Gottheit nicht mehr Menschen- oder Tieropfer und nehmen nicht mehr an, daß Blut und

Feierabend

Qualm göttliche Nüstern erfreuen. Immer reiner und duftender werden die Altäre, immer kunstvoller behauen die anfangs rohen Opfersteine.

Klein, wie wir sind und bleiben, nimmt uns die Schönheit unter ihren schützenden Madonnenmantel.

Immer noch plump und ungeschickt lauten unsere Bitten, doch was wir Schönes vollbracht haben, bittet für uns. Die Schönheit ist eine Fürbitterin, eins mit Maria und spricht in demselben Sinn, wie jene bescheiden bei der Hochzeit zu Kana sprach: „Sie haben nicht Wein.“ Der Wunderwein schwillt und macht die Herzen froh. Auch solchen Tropfen zu Munde führen, kann ein unschuldiges Gebet sein. Alles, was uns die Fürbitte der Schönheit an Wundern beschert, ist im Sinne des Gebetes. Sie macht es zum ewig neuen, hohen Erlebnis, zum seligen Traum.

In ihre Musik einbegriffen, wird das Gebet Nähe des Geliebten, reines Morgenopfer, Arbeitslied und süße Zwiesprache mit Gott an heiligem
Feierabend.